

Jüdische weibliche Identitäten heute

Stipendiatinnen

der Stiftung

ZURÜCKGEBEN

und der Stiftung

»Erinnerung, Verantwortung

und Zukunft«

stellen sich vor

evz STIFTUNG
ERINNERUNG
VERANTWORTUNG
ZUKUNFT

ZURÜCK
Stiftung zur Förderung
jüdischer Frauen in
Kunst und Wissenschaft
GEBEN



- 4 Nea Weissberg
Kein Weihnachtsbaum und Osterhase – das erste deutsch-jüdische Bilderbuch
- 8 Lara Dämmig
Das Bet Debora Journal »Generationen«
- 12 Marina B. Neubert
Vier Tage – Aufzeichnungen aus »Mutterstadt«
- 16 Julia Poliak
»Emigracija« – eine Online-Plattform über Migration
- 20 Deborah Feldman
»The Female Touch«
- 22 Adi Kantor
»Das mediale Jüdinnen- und Israelbild in der deutschen und israelischen Frauenbewegung«
- 26 Diana Zolotarova
»Diana Alla Anna« – ein filmischer Roadtrip
- 30 Shlomit Lehavi
»Anzeigen als Spiegel der Zeit«. Das Jüdische Adressbuch für Gross-Berlin« 1931
- 36 Sharon Adler
»Writing Girls«. Jüdische Frauengeschichte(n) in Berlin

EDITORIAL

Die kleine Stiftung ZURÜCKGEBEN ist die einzige Stiftung, die explizit in Deutschland lebende Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen jüdischer Herkunft oder jüdischen Glaubens fördert. Sie tut dies im Wissen um die Zerstörung der Arbeitsmöglichkeiten von Juden und Jüdinnen während des Nationalsozialismus und in dem Wissen, dass die meisten nichtjüdischen Deutschen von der Entrechtung, Enteignung, Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bürgerinnen und Bürger direkt oder indirekt profitiert haben. Dass wir seit 1996 bis 2016 über einhundert Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen beziehungsweise 120 Projekte mit bisher insgesamt 382 000 Euro unterstützen konnten, verdanken wir ganz überwiegend unseren Spenderinnen und Spendern, die sich dieser Tatsache bewusst sind und das Wiederaufleben des jüdischen Lebens mit ihren Spenden symbolisch mit unterstützen, selbst wenn ein reales »Zurückgeben« in den seltensten Fällen möglich ist.

Besonders gefreut hat uns, dass die Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« (EVZ) von 2012 bis 2015 eine Kooperation mit uns eingegangen ist. Dadurch konnte für diesen Zeitraum der zusätzliche Förderbereich »Jüdische weibliche Identitäten heute« eingerichtet werden. Das Hauptaugenmerk des Förderbereichs lag dabei auf Projekten, die sich mit aktuellen Veränderungen und Umbrüchen beschäftigen, die innerhalb der jüdischen Gemeinschaften stattfinden. Angesprochen waren insbesondere Frauen, die aus der ehemaligen Sowjetunion und anderen Ländern nach Deutschland zugewandert sind, Frauen, die an der Weiterentwicklung von deutsch-jüdischen Traditionen arbeiten oder die sich wandelnden jüdischen Gemeinschaften und Subkulturen angehören und sich in Abweichung von tradierten Rollenzuschreibungen definieren.

Dank dieses zusätzlichen Förderbereichs »Jüdische weibliche Identitäten heute« konnten schließlich

neun Projekte beziehungsweise Frauen mit insgesamt 40 000 Euro unterstützt werden: 2012 waren es Lara Dämmig für die Publikation des jüdisch-feministischen Journals »Generationen«, Nea Weissberg für die Herausgabe von »Mein erstes jüdisches Bilderbuch« und Sharon Adler für das Projekt »Writing Girls. Jüdische Frauengeschichte(n) in Berlin«. 2013 wurde Marina Neubert für den Roman »Die Stadt der Mütter« gefördert und 2014 Julia Poliak für ihre Online-Plattform »Emigracija« mit Geschichten und Biographien jüdischer Emigrantinnen und Emigranten. 2015 schließlich erhielten eine Förderung: Deborah Feldman für einen Teaser zu ihrem Dokumentarfilm »The Female Touch«, Adi Kantor für Recherchen zu ihrer Promotion »Das mediale Juden/Jüdinnen- und Israelbild in der westdeutschen »Neuen Frauenbewegung« und die Reaktionen deutsch-jüdischer und israelischer Feministinnen 1976–1993«, Diana Zolotarova für die Fertigstellung ihres Roadtrips »Diana Alla Anna« sowie Shlomit Lehavi für ein künstlerisch-dokumentarisches Buch, das über das Prisma von Werbeanzeigen dem Schicksal Berliner jüdischer (Frauen-)Unternehmen folgt.

Alle diese Stipendiatinnen stellen sich und ihre Arbeiten in dieser Broschüre vor, die ebenfalls durch eine Zuwendung der EVZ ermöglicht wurde. Dafür möchten wir uns an dieser Stelle herzlich bedanken.

Wir wünschen Ihnen Freude und Anregung beim Lesen.

Sharon Adler, Judith Kessler
Vorstand der Stiftung ZURÜCKGEBEN

NEA WEISSBERG

Kein Weihnachtsbaum und Osterhase – das erste deutsch-jüdische Bilderbuch



Nea Weissberg

Heute leben viele Familien aus den ehemaligen GUS-Staaten und aus Israel in Deutschland. Besonders Familien aus der früheren Sowjetunion haben oftmals keine jüdisch geprägte Erziehung genießen können. Aber auch jüdische Kinder mit deutschem Hintergrund sind oftmals in dieser Beziehung in einem »kulturellen Vakuum« aufgewachsen. Meine Zwillingsschwester Rachel und ich hatten hingegen

eine zionistische, jüdisch traditionelle Erziehung erhalten, waren unter den ersten Mädchen in Berlin, die eine Bat-Mizwa-Feier hatten und Religionsunterricht bei der Rebbezen.

Als jüdische Mutter, als Pädagogin und als Herausgeberin war es mir schon lange ein Bedürfnis, ein zeitgemäßes Kinderbuch zu verlegen, das sich an die ganz Kleinen richtet und sich mit dem jüdischem Alltag befasst. Denn Kinder- und Jugendbücher über das Judentum gibt es zwar unzählige, doch wird Judentum zumeist in Sammelbänden und Anthologien über Religionen im Allgemeinen abgehandelt. Nur wenige dieser Publikationen sind für jüdische Kinder geschrieben und in Deutschland verlegt worden. Romane und Erzählungen schließlich befassen sich fast ausnahmslos mit jüdischer Kindheit vor oder während der Schoa.

Ein kleinkindgerechtes buntes Bilderbuch

Dann trat Anfang 2012 Lydia Bergida, die damalige Programmleiterin des Jüdischen Familienzentrums »Mishpacha«/Europäische Janusz Korczak Akademie e.V. (EJKA) München mit der Bitte an mich heran, ein Kleinkindbilderbuch in meinem Lichtig Verlag herauszugeben.

Und so entstand, nach einer Idee von Katrin Diel, »Mein erstes jüdisches Bilderbuch« – ein kleinformatiges Bilderbuch auf dicken Kartonseiten für Kinderhände (abwaschbar und kaubar) mit jüdischen Symbolen und zu jüdischen Gegenständen des Alltags, wie Mesusa, Schabbatleuchter, Challa, Kippa, Kidduschbecher, Siddur, Magen David, Dreidel/Trendel, Menora, Tallit, Mazza, Sederteller, Menora, Schabbatengel, Pessachteller, rotes Kabbala-Armband ...

Wichtig war uns, dass es sich um Gegenstände und Symbole handelt, mit denen die Kinder im Alltag und zu den Feiertagen selbst Kontakt haben oder Gehörtes damit verbinden. Und Jess Fogel hat den Hintergrund und die Zeichnungen kindgerecht far-



benfroh und fröhlich gehalten, und die Kultobjekte gut und klar erkennbar und kindgemäß leicht abgerundet gestaltet.

Spielerischer Zugang für klein & groß

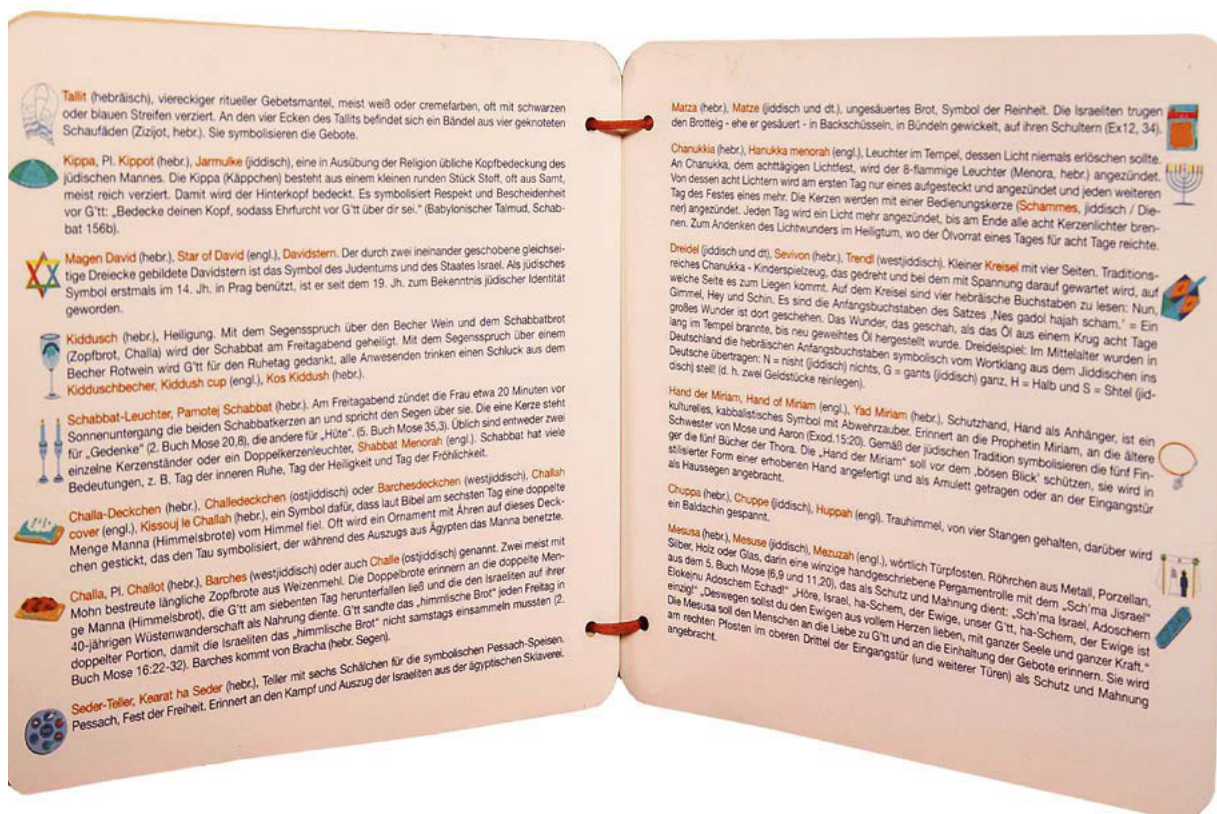
»Mein erstes jüdisches Bilderbuch« bietet einen spielerischen Zugang zum Judentum und es ist auch für Kleinstkinder geeignet, denen von den Eltern oder Großeltern vorgelesen wird und mit denen sich die Bezugspersonen Bilder anschauen können. Es spricht aber auch ältere Kinder und sogar Erwachsene an, gerade in unterschiedlich geprägten religiösen Elternhäusern. So gibt es Juden wie Nichtjuden die Gelegenheit, dem Judentum zu begegnen. Den Kindern, auch denen, die in einem nicht-religiösen Elternhaus aufwachsen, wird mit dem Büchlein wie nebenbei und selbstverständlich ein Bewusstsein für ihre jüdische Identität vermittelt. Weil sich das Buch auch an die Eltern/Großeltern richtet und die Aspekte religiösen jüdischen Lebens nahe bringen möchte, sind die Bildmotive darüber hinaus deutsch und hebräisch untertitelt. Das beiliegende Glossar ist für ein Kleinkindbuch eher unüblich, es ist in erster Linie als Angebot für Eltern und Erzieher gedacht, an jüdische Menschen mit einem nicht religiös tradierten Familienhintergrund und auch an nichtjüdische Menschen, die damit notwendige Basisinformationen über die Kultgegenstände erhalten.

Echo

Gefreut hat uns, dass das erste jüdische Bilderbuch für die ganz Kleinen durchweg positiven Anklang gefunden hat, bei Lesern, Buchhändlern, Kindergärten, Eltern und Medien:

»...Ein Bilderbuch ohne Teddy, Puppe, Auto, Tannenbaum und Osterhase, statt dessen: Kippa, Talit (Gebetsschal), Kidduschbecher, Schabbatleuchter und vieles mehr, anschaulich und kindgerecht in zarten Farben illustriert von Jess Fogel. Bis dahin gab es nur Kinder- und Jugendbücher, die die jüdische Lebenswelt in den USA, der Schweiz





oder eben Israel spiegelten. Das jüdische Bilderbuch aus dem Berliner Lichtig-Verlag schließt für die Kleinsten diese Lücke. Mehr noch: es gibt auch nichtjüdischen Menschen sowie Juden ohne religiös tradierten Hintergrund eine gute Gelegenheit, dem Judentum spielerisch zu begegnen. Die hier abgebildeten Gegenstände gehören zur Grundausrüstung eines jüdischen Haushaltes, auch dann, wenn er nicht religiös geführt wird und Tallit (Gebetsmantel) und Kippa in nostalgischer Erinnerung an die eigene Kindheit nur zu Rosch ha Schana (jüdisches Neujahrsfest) oder Jom Kippur (Versöhnungstag), den höchsten jüdischen Feiertagen, hervorgeholt werden. Jede Abbildung trägt den deutschen und hebräischen Begriff. Ein beiliegendes Glossar, normalerweise nicht Bestandteil eines Bilderbuches, erläutert kurz und prägnant die jüdischen Symbole. Eltern, Großeltern und Erzieher können so erzählen, was beispielsweise ein Dreidel (Kreisel) ist und wozu er gebraucht wird. Natürlich ist auch das Äußere des – mit roter Kordel gebundenen – Bilderbuches auf die Bedürfnisse von Babys und Kleinkindern abgestimmt: handliches Format, abgerundete Ecken, schadstofffreie Kartonage und Farben entsprechen den Erwartungen gesundheitsbewusster Eltern. »Mein erstes jüdisches Bilderbuch« ist ein Gewinn auf dem Kinderbuchmarkt.« (Mirjam Reusch-Helfrich, Deutschlandradio Kultur 2012)

Danksagung

Mein herzlicher Dank richtet sich an die Stiftung ZURÜCKGEBEN und an die Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«, die 2012 »Mein erstes jüdisches Bilderbuch« unterstützt und gefördert haben.

Das Kinderbuchprojekt war für mich eine Herzensangelegenheit, denn solch ein Büchlein mit altbekannten Judaica-Feiertagssymbolen hätte ich mir für meine Kinderzeit gewünscht. Nun liegt es vor und meine Tochter kommt in den Genuss, darin zu blättern, die Bilder zu betrachten und dabei meinen Erzählungen und Erinnerungen zuzuhören. Sie erkennt die farbig abgebildeten Gegenstände in den silbernen Objekten, die einst meinen Eltern gehörten, wieder, wenn sie an Schabbat, Pessach oder Chanukka auf den festlich gedeckten Tisch gestellt werden.

Nea Weissberg (Hg.):

»Mein erstes jüdisches Bilderbuch«

illustriert von Jess Fogel

Lichtig-Verlag, Berlin 2012


ISBN 978-3-929905-27-4

EUR 14,90

Bestellung: www.lichtig-verlag.de



BIOGRAPHISCHES

NEA WEISSBERG  Mein Vater gab mir den Vornamen seiner Mutter Necha Zupnik sel. A., die laut seinen Schilderungen eine warmherzige, ruhige, starke Frau war und ihn zeitlebens beschützt hat. 1941, kurz vor dem Pogrom in Lemberg hatte meine Großmutter ihn angefleht, zu fliehen. Er versteckte sich zusammen mit seinem Bruder Leiwé Jitzhak Harlavan sel. A. Als die Brüder zwei Wochen später nach Lemberg zurückkehrten, um ihre Mutter zu suchen, erfuhren sie, dass Wehrmachtssoldaten und SS-Kräfte der Einsatzgruppe C mit Hilfe ukrainischer und polnischer Nationalisten jüdische Menschen erschossen und in Straßengräben verscharrt haben. Als mein Vater an solch einem Straßengraben stand, »atmete die Erde, so wie ein Mensch atmet«, erzählte er uns Zwillingsschwestern, als er mit 90 Jahren sein jahrzehntelanges Schweigen brach. Die Vorstellung, dass darunter auch seine geliebte Mutter lag, quälte ihn zeitlebens. Auf dem einzig geretteten Foto, das er besaß, war meine Oma Necha abgebildet. Das Foto hatte überdauert, weil sein Bruder Aron Polen bereits Anfang der 1930er-Jahre verlassen hatte und Fotos und eine Mesusa aus dem Familienbesitz mit auf Reisen genommen hatte. Von den sieben Geschwistern meines Vaters haben nur drei überlebt. Im Frühjahr 1945 lernte er in Kiew, der Geburtsstadt seines Vaters Samuel Weissberg, Reb. Schmu'el sel. A., unsere Mutter Mirjam, Bat Arjeh sel. A. kennen. Von ihren Freunden wurde sie Mania genannt. Sie war eine schöne, gescheite, lebenskluge, gesprächige und gesellige Frau. Sie hatte vier Geschwister, von denen ein Bruder samt seiner jungen Familie die Schoa nicht überlebt hat. Anfang November 1945 heirateten unsere Eltern in Krakau in der Tempel-Synagoge, einem Bethaus, das von den Nazis als Pferdestall genutzt worden war. 1946 kamen sie nach Berlin und lebten zunächst im DP-Camp in Schlachtensee.




»Unsere Familienatmosphäre war vom Schweigen zum Holocaust überschattet. Daher suchte ich nach Entlastung und fand diese in der psychodramatischen Auseinandersetzung mit den Folgen des ›Dritten Reiches‹ und der Schoa, führte seit 1989 Gespräche mit Überlebenden. In Halina Birenbaum, einer Schriftstellerin aus Israel polnischer Herkunft, fand ich eine ›Ziehmutter‹, die mich lehrte, stolz auf die polnisch-jüdische Herkunft zu sein.«

Am 17. Dezember 1951 wurden meine Zwillingsschwester Rachel und ich geboren. Studiert habe ich an der Pädagogischen Hochschule Berlin und an zwei Gesamtschulen in Berlin Charlottenburg und Wilmersdorf unterrichtet. 1990 begann ich, Gespräche mit den Nachkommen von Opfer- und Täterfamilien zu führen und als Autorin zu arbeiten. 1993 gründete ich den Lichtig Verlag, in dem ich Beiträge zur gesellschaftspolitischen jüdischen Gegenwart und zur nachträglichen psychosozialen Wirksamkeit des Holocaust und des »Dritten Reiches« auf die Nachkommen beider Seiten sowie zum Lebensalltag von Menschen mit Behinderung und Kinderbücher zum Judentum veröffentlichte. Meine Zukunftsbeschäftigung sehe ich in der psychodramatischen Arbeit mit Gruppen zum Thema Identität in Deutschland. Ich bin cand. Director of Psychodrama am ISIS Israel.

LARA DÄMMIG

Das Bet Debora Journal »Generationen«



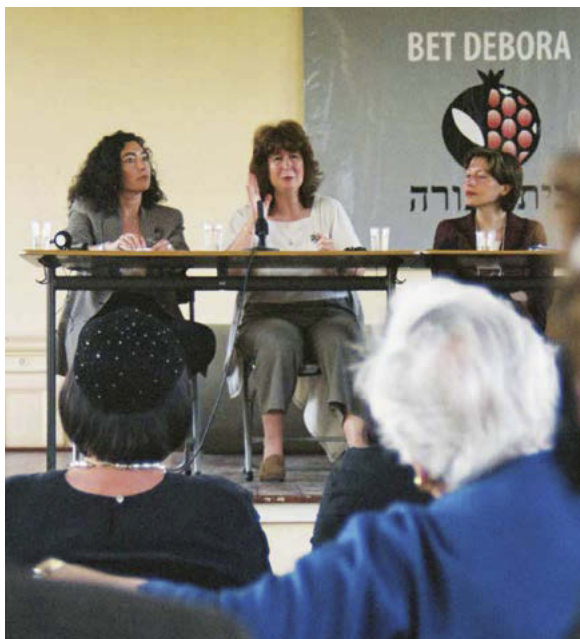
Als wir 1999 nach Berlin zur ersten Tagung europäischer Rabbinerinnen, Kantorinnen, rabbinisch gelehrter und interessierter Jüdinnen und Juden einluden, wollten wir Frauen, die die Erneuerung jüdischen Lebens in Europa mitgestalten, einen Ort der Begegnung und des Lernens schaffen und unsere Ideen und Visionen in die Welt tragen. Dem ersten Treffen folgten sechs weitere in Berlin, Budapest, Sofia, Wien und Hoddesdon (bei London), wo jüdische Frauen aus Ost- und Westeuropa, aus Gemeinden, Universitäten und Initiativen, Aktivistinnen aller jüdischen Strömungen, Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen, Rabbinerinnen, Kantorinnen und Gemeindepolitikerinnen spannende Diskussionen führten. Bet Debora, das Haus der Debora – benannt nach der biblischen Prophetin, RichterIn und Politikerin – hat sich zu einem europäisch-jüdischen Frauennetzwerk entwickelt. 

Im September 2016 kamen Frauen aus Polen, Bulgarien, Tschechien, Ungarn, Serbien, Deutschland, Österreich, Großbritannien, Dänemark, den USA und Israel in Breslau, der Kulturhauptstadt Europas, zur nunmehr 8. Bet Debora Tagung – dem ers-

ten jüdisch-feministischen Treffen in Polen – in der Synagoge »Zum weißen Storch« zusammen. Interessante Vorträge, Diskussionen und Kunstwerke, die den Geist der Tagung widerspiegeln, wollen wir in unserem nächsten Bet Debora Journal, das 2017 erscheint, vorstellen. Bereits die Ergebnisse der letzten beiden Tagungen wurden in dieser Reihe publiziert. Mit den Bet Debora Journalen möchten wir eine weitere Plattform für den Gedankenaustausch jüdischer Frauen in Ost- und Westeuropa schaffen. In Themenheften wollen wir aktuelle gesamtgesellschaftliche und jüdische Debatten aufgreifen, aus jüdischen Frauenperspektiven diskutieren und eine breite Öffentlichkeit über eine wichtige Facette jüdischen Lebens informieren.

Nachdem die Ergebnisse der ersten fünf Tagungen in unterschiedlichen Formaten veröffentlicht wurden, haben wir jetzt dank der Unterstützung der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« (EVZ) und der Stiftung ZURÜCKGEBEN eine eigene Schriftenreihe etabliert. Lara Dämmig, eine der Gründerinnen von Bet Debora, entwickelte im Rahmen des Förderprogramms »Jüdische weibliche Identitäten heute« für Bet Debora ein Konzept für ein jüdisch-feministisches Journal und gab die erste Ausgabe unter dem Titel »Generationen« heraus.

Als Autorinnen konnten Frauen vielen Ländern gewonnen werden. Judentum gründet sich auf der Überlieferung von Traditionen, Wissen und Geschichte über die Generationen. In ihren Beiträgen beleuchten die Autorinnen, wie Frauen in Vergangenheit und Gegenwart jüdische Kontinuität gewährleistet haben, sei es innerhalb der Familie, der Gemeinden oder der Gesellschaft. Sie haben durch die Erziehung ihrer Kinder, durch die Bewahrung von Traditionen und die die Pflege des kulturellen Erbes über Generationen jüdische Identität geprägt. Sie erschlossen sich neue Wirkungsfelder und eröffneten künftigen Generationen neue Perspektiven. In vielen osteuropäischen Ländern, wo





die generationsübergreifende Verketzung jüdischer Identität beinahe zerstört war, entdecken junge Leute ihre jüdische Identität wieder und leben ihr Jüdischsein außerhalb etablierter Strukturen aus.

Familie Die Leiterin der Studio-
bühne des Maxim-Gorki-Theaters,
die Dramatikerin Marianna Salz-
mann, aufgewachsen in Moskau,
erzählt von ihrer Familie: vier
Frauengenerationen, angefan-
gen bei der Urgroßmutter, die
als Ärztin im Zweiten Weltkrieg
Soldaten der Roten Armee operierte, bis
zur Mutter, die mit ihr nach Deutschland emigrierte
– starke Frauen, die ihre Vorstellung von Judentum
geprägt haben.

Die Schriftstellerin Ruth Fruchtman, die in England
aufgewachsen ist und heute in Berlin lebt, setzt
sich mit dem Klischee der »jiddischen Mama« aus-
einander, einer selbstlosen Mutter, die sich für ihre
Kinder aufopfert – ein Stereotyp, dem die Frauen
ihrer Familie kaum entsprachen. »Die jüdische Frau
und die jüdische Mutter haben sich verändert«
schreibt sie, »und solange sie den Mut haben, wer-
den sie sich die Freiheit nehmen, sich zu wandeln.«
Die US-amerikanische Journalistin Miriam Wid-
man, die lange in Berlin lebte, zog nach der Geburt
ihres ersten Kindes wieder zurück in die USA, weil
sie sich nicht vorstellen konnte, ein jüdisches
Kind in Deutschland großzuziehen. In ihrem Bei-
trag befragt sie sich kritisch, ob es ihr gelungen ist,
ihren beiden Kindern jüdische Bildung, das Fun-
dament einer jüdischen Identität, zu vermitteln.

Aufbrüche In vielen Ländern der ehemaligen Sow-
jetunion wurde jüdisches Leben beinahe zerstört,
konnten Eltern Traditionen und Bräuche nicht an
ihre Kinder weitergeben. In den 1990er-Jahren ent-
wickelte sich wieder zaghaft jüdisches Leben in den

Ländern der GUS, meist jedoch von Männern domi-
niert. Rita Kashner stellt das Mutter-Tochter-Pro-
gramm von »Keshet« vor, einer jüdischen Frauen-
rechtsorganisation, die heute in 185 Gemeinden in
Russland, der Ukraine, Belarus, Moldova, Georgien,
Kasachstan u. a. Ländern aktiv ist. Das Projekt Kes-
her machte sich zur Aufgabe, jüdische Frauen zu
bestärken, gleichberechtigt die jüdische Gemein-
schaft mitzugestalten. Für die Teilnehmerinnen ist
es oft die erste Begegnung mit jüdischer Tradition
und Bildung.

Immer wieder gab es Frauen, die Neues wagten.
Die österreichische Historikerin Louise Hecht stellt
Fanny Neuda (1819–1894) vor, die erste Frau, die ein
deutschsprachiges Gebetbuch für jüdische Frauen
verfasste, das Gebete für die verschiedensten für
Frauen bedeutende Anlässe enthielt. Dieses Gebet-
buch, erstmals 1855 in Prag veröffentlicht, erschien
in 28 Auflagen und wurde schnell ein Klassiker, der
viele Frauengenerationen begleitete.

Jahrhundertlang waren Frauen vom Studium
des Talmud und anderer rabbinischer Schriften
ausgeschlossen. Inzwischen wird auch im ortho-
doxen Judentum die Rolle der Frau im Rabbinat
diskutiert. Die in Basel lebende Mitbegrün-



derin des jüdisch-pluralistischen Vereins Ofek Valérie Rhein berichtet von einer neuen Generation orthodoxer Frauen, die heute diese Schriften studieren und erfolgreich eine rabbinische Ausbildung absolvieren. ☹

Vorbilder Die Frauenrechtlerin Bertha Pappenheim (1859–1936) ist vor allem als Begründerin des Jüdischen Frauenbundes bekannt. Sie war eine moderne Lobbyistin für die Schutzrechte der Opfer von Mädchen- und Frauenhandel. Sie prangerte die Täter und die verursachenden gesellschaftlichen Strukturen an, nie aber die Mädchen und Frauen selbst, die ihrer Auffassung nach Opfer gesellschaftlicher Benachteiligungen von Frauen

waren. Die Menschenrechts- und Genderexpertin Marion Böker würdigt ihr politisches Engagement gegen Mädchen- und Frauenhandel.

Katalin Pécsi-Pollner, Literaturwissenschaftlerin und Gründerin des jüdisch-feministischen Frauenvereins »Esthers Haus« in Budapest, interviewte Frauen, die in der zionistischen Bewegung in Ungarn aktiv waren – unter anderem im Widerstand gegen die Nazis – und sich nach der Befreiung eine neue Existenz in Israel aufbauten.

Tania Reytan, Universitätslehrerin und interkulturelle Trainerin in Sofia, erinnert an eine mutige bulgarische jüdische Widerstandskämpferin, die 1943 mit 18 Jahren verhaftet wurde und später eine renommierte Ärztin wurde. ☹

Lara Dämmig





Identität Jüdische Identität wird durch eine Vielzahl von Erfahrungen geprägt. Sibel Pinto, geboren in Istanbul als Kind jüdisch-sefardischer Eltern, lebt heute als Autorin, Gourmetköchin und Dozentin in Paris. Sie erläutert, welche Bedeutung die sefardische Küche für die Identität der in der Türkei lebenden Jüdinnen und Juden hat. Diese Tradition wurde seit der Vertreibung aus Spanien vor mehr als 500 Jahren von den jüdischen Frauen lebendig gehalten und an die nächste Generation weitergegeben.

Leah Davcheva, interkulturelle Trainerin aus Sofia und Richard Fay, Universitätsdozent aus Manchester, untersuchen, welche Beziehung bulgarische Jüdinnen und Juden zu Ladino, ihrer Muttersprache, haben, und welche Rolle sie für ihre Identität spielt. Wie jüdische Identität in Ungarn von historischen Faktoren geprägt wird, macht die in Berlin und Budapest lebende Historikerin Eszter Gantner in ihrem Artikel deutlich. Während die ältere Generation häufig ihr Judentum über Jahre verheimlichte, entdeckt die jüngere Generation das Judentum wieder und entwickelt eine Bandbreite von Interpretationen des eigenen Jüdischseins. ☞

Jüdischkeit: Seit 1989 wurden in vielen Städten ehemalige jüdische Viertel wieder entdeckt und touristisch vermarktet. Nach der Vertreibung und Ermordung ihrer jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner blieben häufig nur Überreste – Häuser, nicht mehr genutzte Synagogen usw. – erhalten. Diese ehemaligen jüdischen Orte werden aber auch von einer neuen jüdischen Generation wieder entdeckt und in Besitz genommen. Eszter Susán, Literaturwissenschaftlerin und jüdische Aktivistin aus Ungarn, zeigt, wie sich junge Leute in Budapest auf ihr jüdisches Erbe besinnen und in diesen Vierteln wieder jüdisches Leben erblühen lassen.

Manja Pach erzählt von der ehemals orthodoxen Synagoge in einem Dorf in den Niederlanden,

die nach der Schoa als Werkstatt, Wohnhaus und Theater genutzt wurde, bis eine kleine liberale Gemeinde das Gebäude kaufte und heute wieder als Synagoge nutzt. War der Platz der Frauen dort früher auf der Empore, so amtierern heute dort eine Rabbinerin und eine Kantorin.

Anna Makówka, Journalistin, Feministin und radikale Hausfrau aus Krakau, erzählt von ihrem Weg zum Judentum. Als Jugendliche wusste sie nichts von ihrer Herkunft. Heute ist sie in der jüdischen Organisation »Czulent« aktiv und macht ihre Tochter mit den jüdischen Traditionen vertraut. ☞

BIOGRAPHISCHES

LARA DÄMMIG ☞ wuchs in Ostberlin auf und war Mitglied der dortigen jüdischen Gemeinde. Sie studierte Bibliothekswissenschaft und Management von Kultur- und Non-Profit-Organisationen und arbeitet bei einer jüdischen Organisation in Berlin. In den 1990er Jahren engagierte sie sich in einer Rosch-Chodesch-Gruppe und einem egalitären Minjan. Gemeinsam mit Elisa Klapheck und Rachel Monika Herweg rief sie 1998 die jüdische Fraueninitiative Bet Debora ins Leben und organisierte die ersten drei Tagungen europäischer Rabbinerinnen, Kantorinnen, jüdischer Aktivistinnen und Gelehrter, die 1999 bis 2003 in Berlin stattfanden. Sie gehört dem Vorstand von Bet Debora e. V. und der Redaktion von INTA – Interreligiöses Forum an.

Mehr Informationen unter: www.bet-debora.net

MARINA B. NEUBERT

Vier Tage – Aufzeichnungen aus »Mutterstadt«

Im Jahr 2013 hat Marina B. Neubert für ihr Romanprojekt »Mutterstadt« eine Förderung im Bereich »Jüdische weibliche Identitäten heute« erhalten. Dann kam aber alles anders. Aus »Mutterstadt« ist ein anderer Roman geworden: »Vier Tage. Aufzeichnungen aus Mutterstadt« – ist eine Reise in die Gegenwart der Vergangenheit, ein Blick dahin, wohin man normalerweise nicht gerne sieht.

Ein Ausschnitt aus dem Romananfang – der Prolog.

Prolog

Ich weiß nicht, wie lange ich an »Mutterstadt« geschrieben habe. Zehn Jahre vielleicht. Die Romanfigur hieß Hannah und brach von Berlin nach Lemberg auf, um ihre Großmutter zu besuchen, die sie für längst verstorben hielt.

Ich weiß nicht, wie oft ich »Mutterstadt« umgeschrieben habe. Hannah wechselte den Beruf, änderte ihr Aussehen, verliebte sich. Und ihre Mutter, mit den dunklen Geheimnissen und dem Doppelleben zwischen Ost-Berlin und Lemberg, tauchte manchmal auf. Manchmal auch nicht.

Eins weiß ich aber: Von Fassung zu Fassung blieb die Geschichte der Großmutter beständig. Sie war es, um die es sich in Wirklichkeit alles drehte. Aber ich wollte kein Großmutterbuch schreiben.

Seit gestern weiß ich, dass es ein Fehler war.

Gestern rief mich mein Vater aus Moskau an. Ich saß am Schreibtisch und las gerade – zum wievielten Mal? – die Stelle, in der Hannah in Lemberg ankommt.

Großmutter ist gestorben, sagte er.

Wo bist du?

Ich bin am Flughafen, nehme die nächste Maschine nach Lemberg.

Warum nach Lemberg, Papa?

Deine Großmutter ist gestorben, Mamas Mutter!

Meine Großmutter. Das heißt, nicht seine Mutter, die ich kaum kannte, sondern die Mutter meiner Mutter. Die, die mich groß gezogen hat und von der

ich geflohen bin. Die schöne Klara aus dem Ghetto von Lemberg. Die Kellerfrau. Die Großmutter aus »Mutterstadt«.

Sie war Ende achtzig, und für ihr Alter fit. Außerdem wusste sie, dass ich in zwei Wochen wieder nach Lemberg kommen wollte. Dass ich nach zwölf Jahren Zaudern es endlich geschafft hatte, mir ein Ticket von Berlin nach Lemberg zu buchen. Also durfte sie nicht sterben.

Ich rief meine Mutter an. Sie war bereits seit einer Woche in dem kleinen Karpatendorf in der Nähe von Lemberg, wo Großmutter ihre letzten Jahre verbracht hatte.

Was ist passiert?

Wir wollten frühstücken, sagte meine Mutter. Ich kam ins Schlafzimmer, um sie zu holen. Sie stand vom Bett auf, lächelte mich an und kippte einfach um.

Das war der Augenblick, in dem ich wusste, dass ich »Mutterstadt« niemals zu Ende schreiben werde. Jemand hat den Lichtschalter ausgeknipst, fügte meine Mutter hinzu.

Ich hielt den Hörer in der einen Hand und mit der anderen gab ich schon die Flugdaten in die Suchmaschine ein.

Ich fliege gleich los, sagte ich, über Warschau, bin morgen in Lemberg.

Ich kann mit der Beerdigung nicht warten, sagte sie.

Was heißt, du kannst nicht warten?

Sie muss unter die Erde, heute noch.

Aber ich bin in zwanzig Stunden da!

So ist es bei den Juden.

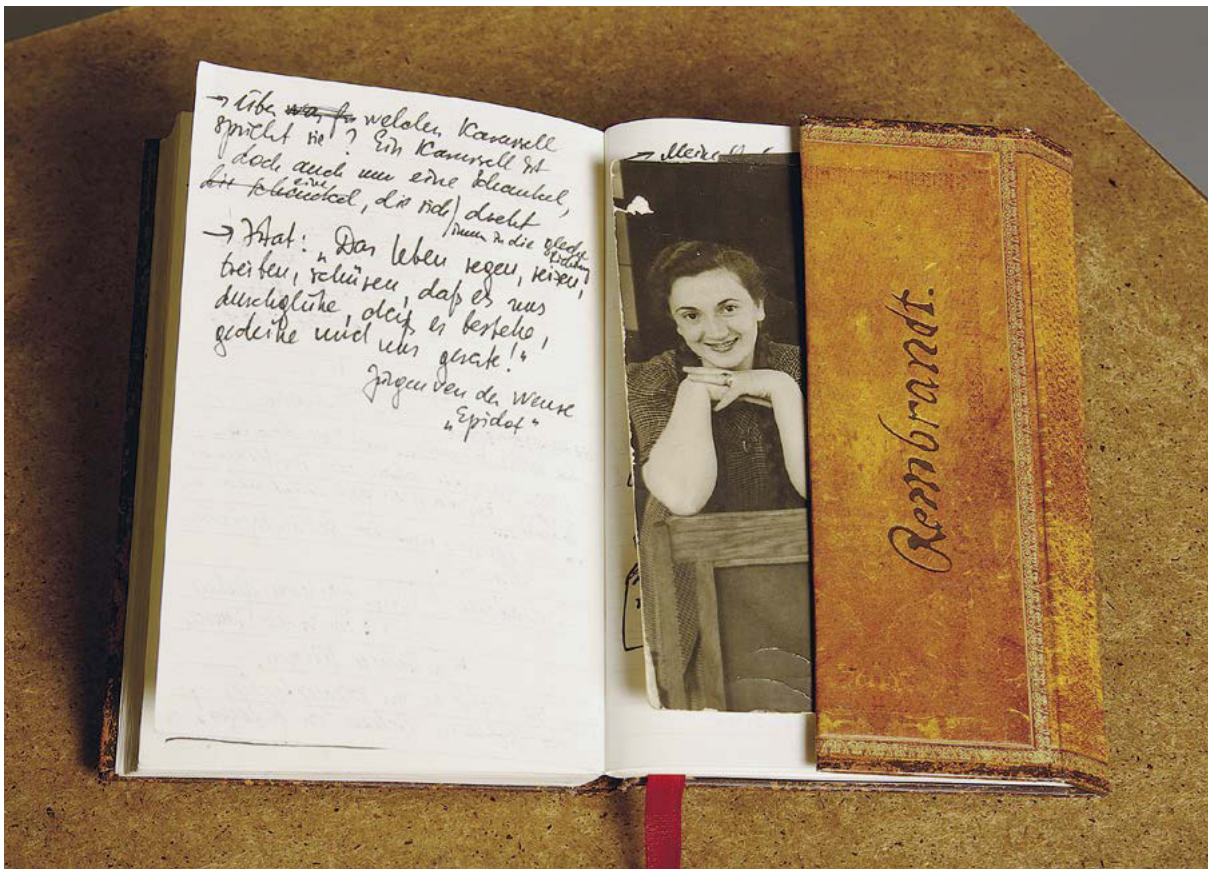
Denk doch an mich, Mama!

Und wer wird an Großmutter denken?!



Heute ist der erste Tag nach der Beerdigung. Meine Mutter hält in Großmutter's Karpatenwohnung die Schiwa, die jüdische 7-Tage-Trauer. Mein Vater ist bei ihr. Und ich bin im Flugzeug nach Lemberg.

Ich fahre meinen Laptop hoch und beginne einen neuen Text, »Aufzeichnungen«. Alles, was in den



nächsten vier Tagen geschieht, möchte ich aufschreiben.

Ein letztes Mal rufe ich die aktuelle Fassung von »Mutterstadt« auf. Die Stelle auf dem Bildschirm zeigt Hannah im Hotelzimmer in Lemberg: Sie sitzt auf dem Bett und zählt ukrainische Hrywnis, um für Großmutter in der Hotel-Boutique einen Daunenschal mit Seidenspitzen zu kaufen.

Das Geld kann sie sich sparen. »Mutterstadt« gehört jetzt ins Archiv.

Ich lese die Szene Ende: Hannah kauft den Daunenschal, packt ihn aus, legt ihn um. Sie möchte, dass er nach ihr duftet, wenn sie ihn der Großmutter schenkt. Ich lehne mich auf dem Sitz zurück, schließe die Augen. In »Mutterstadt« wird Großmutter niemals sterben. Und Hannahs vier Tage in Lemberg werden nie enden.

Als ich die Augen wieder öffne, läuft die Wildkatze vom Bildschirmschoner auf mich zu.

Ich kehre zu der Szene im Hotel zurück und durchsuche den »Mutterstadt«-Ordner, Kapitel für Kapitel. Bei den Stellen, die Hannahs Begegnungen mit ihrer Babuschka beschreiben, halte ich an: In


einem Zusammenhang erzählen sie unverhohlen die Geschichte meiner Großmutter.

Mein Leben lang wollte ich sie nicht wahr haben. Als Kind fürchtete und bewunderte ich meine sonderbare Babuschka. Als Jugendliche habe ich mich für sie geschämt. Als Erwachsene bekam ich Mitleid mit ihr, doch es reichte nicht aus. So versuchte ich, mich von ihr fern zu halten, indem ich sie in einem Roman versteckt hielt.

Ich entscheide mich, meine »Aufzeichnungen« aus Lemberg mit Hannahs Beobachtungen zu ergänzen. Wird man sie lesen, wird Großmutterns Schicksal, oder besser gesagt, das, was ihr nach dem Krieg davon übrig blieb, in den Mittelpunkt rücken – wo es auch hin gehört.

Ich markiere in »Mutterstadt« die passenden Abschnitte und übertrage sie in die Datei »Aufzeichnungen«, die bislang nur eine einzige Überschrift enthielt: Ich. Die markierten Stellen bekommen ebenso eine Überschrift: Hannah.

Die Reihenfolge der »Aufzeichnungen« ist chronologisch: von der Ankunft in Lemberg bis zur Rückkehr nach Berlin. Vier Tage. ∞




»Die Förderung hat mir damals etwas ermöglicht, was für die Entstehung meines Romans unabdingbar war: Ich konnte Recherchereisen nach Polen und in die Ukraine machen, mir die Zeit für die Arbeit in den Bibliotheken und Archiven nehmen und nicht auf die Uhr schauen, während ich den Zeitzeugen zuhörte. Es war mehr als eine finanzielle Hilfe – es war auch eine moralische Unterstützung. Dafür bin ich sehr dankbar.«

Marina B. Neubert



BIOGRAPHISCHES

MARINA B. NEUBERT  ist in Moskau aufgewachsen. Anfang der 1990er-Jahre kam sie nach verschiedenen Stationen in den USA nach Deutschland.


In Moskau und Hannover studierte sie Literaturwissenschaft, Germanistik und Journalistik.

1994 erhielt sie den »Award of Merit« der Stadt San Francisco für ihr dramaturgisches Werk.

1996 wurde ihr Hörfeature »Erinnerungen« mit dem Axel-Springer-Preis ausgezeichnet.

2013 wurde ihr Romanmanuskript »Vier Tage. Aufzeichnungen aus Mutterstadt« durch die Stiftung ZURÜCKGEBEN und die Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« (EVZ) gefördert.

2015 feierte ihr Roman »Bella und das Mädchen aus dem Shtetl« (Ariella Verlag) im Rahmen des 50. Jahrestags der Aufnahme der deutsch-israelischen Beziehungen die internationale Premiere auf der Buchmesse in Jerusalem.

Marina B. Neubert lebt heute als Autorin und Literaturkritikerin in Berlin. 

»Vier Tage. Aufzeichnungen aus Mutterstadt« wird 2017 im Berliner Lichtig Verlag erscheinen.

Weitere Infos unter:

www.marinaneubert.de 



JULIA POLIAK

»Emigracija« – eine Online-Plattform über Migration

»Das Internetkunstprojekt »Emigracija« ist eine Reise in die Vergangenheit der Menschen, die ihre Heimat aufgegeben haben. Der Verlust von gewohnten Orten, von geliebten Menschen, und Wurzeln jüdischer Emigranten wird von ihnen selbst im Internet dokumentiert.« (Julia Poliak)

»Ich möchte
Migranten eine virtuelle
Heimat geben.«

Der Förderpreis 2014 ging an die 1984 in der Ukraine geborene Filmmacherin Julia Poliak. Im Rahmen ihres Projekts »Emigracija – Welche Früchte trägt die Migration?« hat sie eine Online-Plattform erstellt, die Geschichten und Biographien jüdischer Emigranten und Emigrantinnen verbindet und gleichzeitig als Diskussionsforum und Netzwerk dienen soll.

Emigracija will durch die Beiträge von Zeitzeugen das zentrale Thema »Jüdische Zuwanderung« erfor-

schen und gesellschaftliche Fragen »Wie wichtig ist mir der Ort, an dem wir leben?«, »Was ist Heimat?«, »Was gibt mir Identität?« beantworten.

Julia Poliak ist mit diesen Geschichten aufgewachsen. Sie selber ist 1990 von Dnjepropetrowsk über Kiew und Warschau nach Deutschland eingewandert und lebt heute in Berlin.

Julia Poliak sagt zu ihrer Motivation, sich mit ihrer Projektidee »Emigracija« für eine Förderung zu bewerben: »Träume versetzen Berge. Aber nicht immer können Menschen so lange durchhalten. Gerade dann, wenn Emotionen wie Angst, Frust und Notwendigkeit nach Erfolg sehr hoch sind, brechen sie ab und vergessen das Feuer, welches ihre Gedanken entfachen konnten.

Für Künstler ist es lebensnotwendig, dass sie unterstützt werden, damit sie mit ihrem Feuer andere entfachen können.«





Julia Poiak erklärt Frau Bellura ihr Portal © »Emigracija«

Die Projektförderung bedeutete für die junge ambitionierte Filmemacherin die Initialzündung für die Entwicklung ihrer webbasierten Medienkunstplattform »Emigracija«, die sie als eine visuelle Storytellingreise durch das Leben von Menschen mit Migrationserfahrungen sieht. Sie selbst versteht sich als Gestalterin von Kommunikation – im Netz, in Bildern, über Konzepte, die diese Kommunikation formen.

So beruht auch das Konzept von Emigracija auf der Kommunikation zwischen den Geschichtenerzählern, die ihre eigene Migrationsgeschichten auf die Seite schreiben (sich möglicherweise untereinander auch wiederfinden) und den Lesern, die wiederum auf die Geschichte mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln wie Text und Bild Bezug nehmen. Das Projekt ist interaktiv, non-linear und voller Impulse für die weitere Anreicherung mit neuen Möglichkeiten, sowohl für den Geschichtenerzähler, als auch den Leser. Die Grenzen zwischen Akteur und Rezipient lösen sich so im Laufe der Zeit mehr und mehr auf. ∞

Emigracija dokumentiert die bewegenden Geschichten von Migrantinnen & Migranten

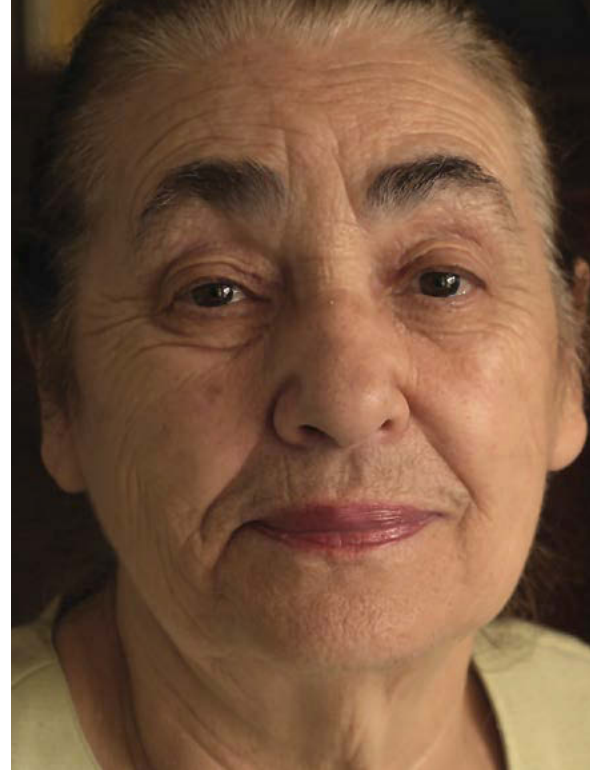
Eine der Protagonistinnen auf »Emigracija« ist Frau Bellura (Name geändert). Obwohl sie als Leiterin eines Chemie-Labors in der UdSSR einen hohen Posten besetzte, war es ihr nach dem Zerfall der Sowjetunion nicht länger möglich, dort zu leben und zu arbeiten.

Die Wissenschaftlerin kam 1993 mit ihrem Mann und ihrer Tochter von Moskau nach Berlin. Sie sagt: »Als die Sowjetunion auseinander fiel, fiel auch alles andere auseinander. Das wurde begleitet von wachsendem Antisemitismus. Wir hatten sehr große Angst. Auf Häusern wurden Swastikas gemalt, Menschen mit jüdischem Aussehen wurden auf der Straße zusammengeschlagen.« Beinahe unmittelbar nach ihrer Ankunft hat Frau Bellura sich im Gemeindeleben eingebracht: »In der jüdischen Gemeinde in Potsdam habe ich eine Bibliothek organisiert – im Mai 1994 war die Eröffnung. Dort habe ich einen Club organisiert, wo auch

*»Erst als wir schon im Zug saßen, sagte sie ihr und meinem Großvater, dass wir für immer wegfahren. Das war ein großer Schock für sie.«
Frau Bellura*

»Nichts ist wertvoller für einen Menschen mit einer Idee als das allererste Ohr, was zuhört und die erste Hand, die gereicht wird.«

deutsche Wissenschaftler hinkamen. Hier hat sich die Intelligenz versammelt. Dort haben wir uns aber auch sehr um unsere Jugend gekümmert. Diese jungen Menschen hatten es schwer, genauso wie wir kannten sie die Sprache nicht. Wir haben ihnen versucht das Fach so gut wie möglich nahe zubringen.« Später



Frau Ballura, eine der Protagonistinnen © »Emigracijak«



gemeinsame Orte, verwandte Beziehungen, gleiche Sprache. Ein Ziel dieser Plattform ist das Wiederausammenfügen von Menschen, die sich irgendwann begegnet sind und sich danach aus den Augen verloren haben.

Bisher ist es möglich gewesen die einzelnen Lebensstationen auf einer Landkarte einzutragen. Zu jeder Stationen trägt man einen Text ein – alles, was zu diesem Ort gehört: Die Menschen, die einen dort beeinflusst haben, die Architektur, die Musik, Erinnerungen.

Chronologisch schreitet man dann fort und erstellt die nächste Station, wo der Erzähler einträgt, wie lange er oder sie sich hier aufgehalten hat und genauso die einzelnen Erfahrungen, die er/sie dort gemacht hat.

Eine weitere Funktion erlaubt es dem Geschichtenerzähler, einen interaktiven Film über seine Reise zu erstellen. Der Autor kann eigene Videos hochladen und der Zuschauer kann sich diese Filmszenen als verschiedene Perspektiven anschauen. Daraus ergibt sich eine interaktive Geschichte, in der der Zuschauer die Erfahrung mitgestaltet, indem er gezielt auswählt. Durch die verschiedenen Perspektiven, die parallel ablaufen, soll das Gefühl von Gleichzeitigkeit entstehen. Gleichzeitigkeit von Bildern und Geschichten, wo man während des Zuschauens aussucht, welcher von ihnen man seine Aufmerksamkeit schenkt. ∞


© »Emigracijak«

hat sie in Berlin die Wissenschaftliche Gesellschaft in der Jüdischen Gemeinde zu Berlin gegründet und organisiert dort bis heute Vorträge und Seminare in verschiedenen Bereichen der Naturwissenschaften. ∞

Die auf der Emigracijaseite gesammelten Migrationsgeschichten überschneiden sich über gemeinsame Orte, visuell wird dies auf einer Weltkarte deutlich. Zeitlich kann die Station an diesem Ort abweichen. So verbinden sich Geschichten über

»Nichts ist wertvoller für einen Menschen mit einer Idee als das allererste Ohr, was zuhört und die erste Hand, die gereicht wird. Denn dann kommt der Stein ins Rollen und setzt gigantische Mengen Energie frei. Mein erster Partner ist die Stiftung ZURÜCKGEBEN geworden. Ich schätze die Menschen der Stiftung nicht nur, weil sie mir Flügel gaben, sondern auch weil sie mir Rückhalt in schwierigen Situationen geben.«

BIOGRAPHISCHES

JULIA POLIAK  Geboren am 10. August 1984 in Dnjepropetrowsk, Ukraine.

Im Dezember 1990 von Dnjepropetrowsk über Kiew und Warschau nach Deutschland eingewandert.

Nach ihrem Abitur hat sie von 2010 bis 2011 an der Film School in Lodz, Polen, und von 2006 bis 2016 an der Hochschule für Fernsehen und Film in München studiert.

Seit 2014 bis heute macht sie bei der Deutschen Telekom AG ihren Business Administration BA. Julia lebt in Berlin.

Mehr Informationen unter:

<http://emigracija.de>

www.youtube.com/watch?v=oggOf2v5osQ



DEBORAH FELDMAN

»The Female Touch«

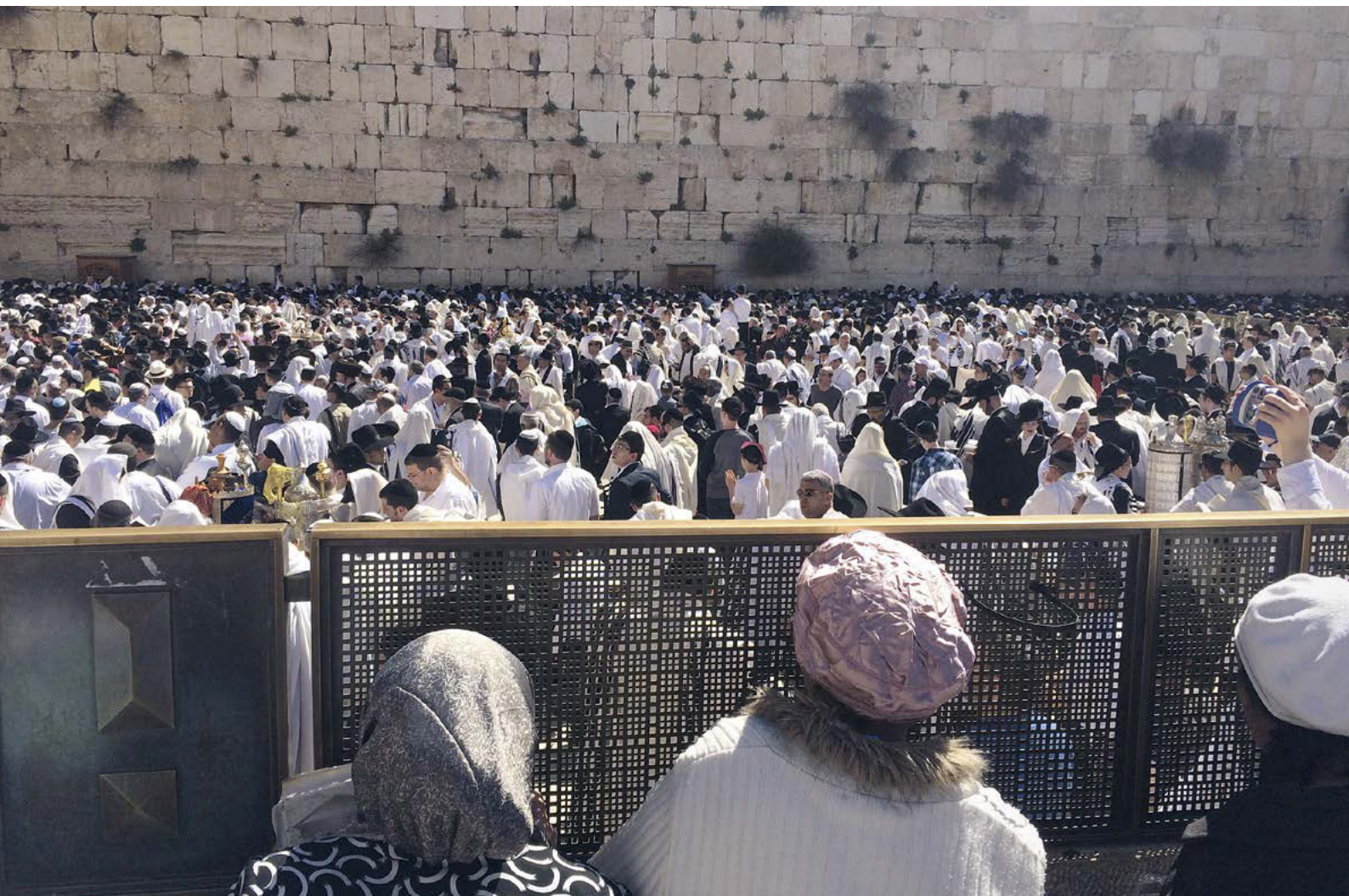
Deborah Feldman wurde 2014 für die Herstellung eines Teasers, eines kurzen Beispielfilmes, für ihren geplanten Dokumentarfilm THE FEMALE TOUCH gefördert, um das Projekt interessierten Stellen vorstellen zu können.

Der Film, der in Zusammenarbeit mit der Regisseurin Barbara Miller und dem Produzenten Philip Delaquis entsteht, begleitet Deborah Feldman auf ihrer Recherchereise zu ihrem neuen, gleichnamigen Buch zum Thema weibliche Identität und weibliche Sexualität vor dem Hintergrund ultra-orthodoxer und fundamentalistischer Kulturen und Religionen. ∞

Deborah Feldman selbst stammt aus einer ultra-orthodoxen jüdischen Gemeinschaft, die Frauen


keinerlei Selbstständigkeit, Rechte und Freiheiten zuspricht und für sie einzig die Rolle als Mutter und Hausfrau vorsieht. Mit 23 Jahren befreite sie sich aus ihrer Zwangsehe und verließ die strenge Religionsgemeinschaft mit ihrem Sohn. Sie ist eine der ersten Frauen, die den Kampf gegen die chasidische Gemeinschaft und ihren Ex-Mann gewonnen hat, denn die Kinder »gehören« eigentlich dem Vater und der Gemeinschaft. ∞

Auf der Suche nach ihrer jüdischen, weiblichen Identität in der heutigen Zeit, fuhr sie unter anderem nach Israel, um mehr über die Stellung der Frau im jüdischen Kontext heute zu erfahren und ihr Wissen über den Ursprung und die Gründe der frauenverachtenden Haltung in ihrer ehemaligen Religionsgemeinschaft zu vertiefen.





BIOGRAPHISCHES


DEBORAH FELDMAN  Die Autorin (geb. 1986 in New York) ist in der ultraorthodoxen, chassidischen Satmar-Gemeinde im New Yorker Stadtteil Williamsburg aufgewachsen. Ihre Muttersprache ist Jiddisch. Ihre Familie stammt mütterlicherseits aus Deutschland, väterlicherseits aus Ungarn und floh während des Zweiten Weltkriegs nach England und in die USA. Die meisten Familienangehörigen sind während der Schoa umgekommen.

Nachdem sie mit 17 Jahren zwangsverheiratet wurde und ihr Sohn auf die Welt kam, beschloss sie, die strenge Religionsgemeinschaft zu verlassen: »Ich brauchte mehrere Jahre, bis es mir gelang mich zu befreien, doch ich begann in dieser Zeit das Erlebte literarisch zu verarbeiten«.

Von 2007 bis 2011 studierte sie »Creative Nonfiction Writing« am Sarah Lawrence College in New York. 2012 erschien ihr erstes Buch »UNORTHODOX. Die skandalöse Ablehnung meiner chassidischen Wurzeln«, das es in die »New York Times«-Bestseller-Liste schaffte. Zwei Jahre später folgte das zweite Buch »EXODUS«, eine Abhandlung über post-religiöse Entfremdung und Identitätssuche. Im Dezember 2014 ist Deborah Feldman mit ihrem Sohn nach Berlin zugewandert. Seitdem arbeitet sie als Autorin und neu mit dem Medium Film. Mit »THE FEMALE TOUCH« setzt sie sich filmisch wie auch literarisch – es ist ein drittes Buch geplant – mit dem Thema Religion und weiblicher Identität auseinander.

Weitere Informationen: www.deborahfeldman.de

Zugleich wollte Deborah Feldman ihre weibliche Identitätssuche erweitern und die Parallelen zum Leben anderer jungen Frauen, die auch in Kulturen und Religionen mit immer stärkeren fundamentalistischen Tendenzen aufgewachsen sind, erforschen.

In ihrer neuen Heimat Deutschland, vor allem in Berlin, ist Deborah Feldman zudem auf eine sehr lebendige, undogmatische und gleichberechtigte, junge jüdische Gemeinde gestoßen, die ihr einen ganz neuen Zugang zu ihren Wurzeln eröffnet, der ebenfalls in ihre Reise zu sich selbst einfließt. Der Trailer wird zur Promotion des Dokumentarfilms THE FEMALE TOUCH (Arbeitstitel) im Winter 2017/Frühling 2018 fertiggestellt, wenn auch der Film voraussichtlich seine Premiere haben wird. 

ADI KANTOR

Archivrecherchen zum medialen Jüdinnen- und Israelbild in der deutschen und israelischen Frauenbewegung

Im April 2010 kam ich im Alter von 27 Jahren das zweite Mal nach Deutschland, um meine Masterarbeit, die ich an der Hebräischen Universität in Jerusalem begonnen hatte, zu vollenden. Daraus wurden schließlich sieben Jahre, die ich in Deutschland und vor allem in Berlin verbrachte.

Während dieser Zeit wuchs in mir der Wunsch und die Neugierde, mehr und mehr über die faszinierenden Biographien sowohl jüdischer, als auch nicht-jüdischer Frauen in Westdeutschland und in Israel nach dem Holocaust zu erfahren und zu erforschen. Besonders interessierte mich der persönliche Weg, den sie in ihrem Prozess, in ihrer eigenen Identität als Frauen der »Zweiten Generation« durchliefen: das Aufwachsen in einer posttraumatisch geprägten Gesellschaft, sowohl in Westdeutschland als auch in Israel.

Am Ende dieser Forschungsarbeit steht nun meine Doktorarbeit mit dem Titel: »Das mediale Jüdinnen- und Israelbild in der westdeutschen ›Neuen Frauenbewegung‹ und die Reaktionen deutsch-jüdischer, und israelischer Feministinnen 1976–1993«.

Seit Anbeginn meiner wissenschaftlichen Studien habe ich mich vielfach mit der generationsübergreifenden weiblichen Erinnerung an die Schoa und die Verbrechen durch den Nationalsozialismus beschäftigt. Dem Umstand, dass 2015 das Jahr war, in dem der Staat Israel und die Bundesrepublik Deutschland das Bestehen der Aufnahme diplomatischer Beziehungen feiern würden, wurde international viel Aufmerksamkeit zuteil.

Ich spürte, dass, obwohl die deutsch-israelischen Beziehungen in den vergangenen 50 Jahren in zahlreichen Monographien, Aufsätzen und Artikel Aufmerksamkeit erhalten haben, es doch einen Aspekt gab, der überraschenderweise auch in akademischen Diskursen bis heute vernachlässigt wurde: Der Gender Aspekt, insbesondere die geschlechtsspezifische Dimension auf allen Ebenen des komplexen deutsch-israelischen Verhältnisses. Ich war sehr interessiert daran, herauszufinden,

was das mediale Bild der jüdischen und israelischen Feministinnen in den Texten der westdeutschen Publizistik der »Neuen Frauenbewegung« ausmachte, ebenso, welche Rolle der Nationalsozialismus und die Schoa in deren kulturellem Bild spielte.

Noch wichtiger aber war mir, herauszufinden, welches Bild deutsch-jüdische und israelische Frauen dieser Zeit von sich selbst hatten. Wie definierten sie Feminismus für sich selbst?

Ich ging davon aus, dass es mir möglich sein würde, durch die Rekonstruktion dieses Diskurses aus den 1960er- und 1970er-Jahren die Wurzeln der heutigen feministischen Diskussionen in Deutschland und das Bild bezüglich Jüdinnen/Israelis zutage zu bringen und ich so die Beziehungen zwischen den Feministinnen in Deutschland und Israel nach der Schoa besser charakterisieren könnte. Ich war auch davon überzeugt, dass es besonders heute extrem wichtig ist, Geschichte zu analysieren, sowie die Rolle von Minderheiten, weil in Deutschland auch diese heute Rassismus und Ausgrenzung ausgesetzt sind.

Ebenso wichtig ist es, auch in Teilen des feministischen Diskurses, wie in meinem Fall, die Rolle der jüdischen Frauen in der westdeutschen Frauenbewegung von den 1970er-Jahren bis heute und die Veränderungen über die Jahre zurück zu verfolgen, die eben diesen Diskurs beeinflusst haben, und wichtig ist es, die Beziehungen zwischen jüdischen und anderen Gruppen – muslimische Frauen, afrodeutsche Frauen und so weiter – innerhalb der Frauenbewegung zu verstehen. ∞

Zu Beginn meines Rechercheprojekts habe ich mich primär damit beschäftigt, wissenschaftliche Quellen und Literatur heranzuziehen und zu analysieren. Zusätzlich habe ich viel Zeit darin investiert, für das Projekt wichtige Persönlichkeiten in Israel und Deutschland zu kontaktieren, um sie für ein mögliches Interview zu treffen. Zahlreiche



Frauen unterstützen mich dabei, weiteres Material für meine Rechercharbeit zu finden. Besonders wichtig war mir der Kontakt mit den israelischen Frauen, die in der Vergangenheit aktive Mitglieder der Frauenbewegung waren, und mit ihnen in stetigem Austausch zu sein, da ich eine Recherchereise nach Israel plante.

Bis heute stehe ich im Kontakt mit Dr. Hanna Safran, Naomi Nimrod, Edna Zaretsky, und Esther Eilam. Jede von ihnen war und ist Teil der israelischen Frauenbewegung. ∞

In der frühen Phase meiner Arbeit war es mein erstes Ziel, soviel Literatur und Quellen wie möglich zu sammeln, bevor ich zur nächsten Phase überging, in der ich mich auf die Arbeit mit dem gefundenen Archivmaterial und die Interviews konzentrierte. Heute kann ich sagen, dass ich bis jetzt

viel relevantes Material zusammenstellen konnte. Unter diesen Quellen habe ich verschiedene Artikel sowie Interviews und Dokumentarfilme auf Deutsch gefunden, sowie damit verwandtes Material, das sich mit dem Dialog jüdischer und nicht-jüdischer Frauen in der westdeutschen Frauenbewegung der 1970er und 80er Jahre beschäftigt.

So stieß ich unter anderem auf ein sehr aufschlussreiches Interview, ein TV-Duell aus dem Jahr 1975 zwischen zwei feministischen Schriftstellerinnen: Alice Schwarzer und Esther Vilar. Erstere ist eine nicht-jüdische westdeutsche Journalistin und Letztere die Tochter von deutsch-jüdischen Emigranten, die in den 1930er-Jahren aus Nazi-Deutschland nach Südamerika flüchteten. Für mich war vor allem interessant, die Interaktion zwischen diesen beiden während des Interviews zu erforschen, zu

sehen, wie jede sich selbst als Feministin zu dieser Zeit definierte.

Auf der israelischen Seite war nur wenig Material vorhanden. Nachdem ich jüdisch/israelische Feministinnen, die während der 1970er- und 1980er-Jahre in Israel aktiv waren, persönlich kontaktiert hatte, kam ich zu dem Schluss, dass es nur wenig bis gar kein veröffentlichtes Material zu ihren Beziehungen mit der westdeutschen Frauenbewegung gab. Jüdisch/israelische Feministinnen waren vielmehr im intensiven Austausch und Kontakt mit Feministinnen in den USA. Anscheinend unterlag Westdeutschland zu dieser Zeit in Israel noch immer einem Tabu, was wiederum die Beziehungen zwischen den Frauenbewegungen beider Staaten beeinflusste.


Diese Haltung hat sich seit den 1990er-Jahren grundlegend geändert, insbesondere nach der deutschen Wiedervereinigung. In den vergangenen 25 Jahren entstanden erheblich mehr Initiativen zwischen Israel und Deutschland, bezogen auf feministischen Aktivismus.

Ich bin davon überzeugt, dass meine Studie einen neuen Blick/Beobachtungsstandpunkt um die historischen Entwicklungen der Erinnerungskultur Westdeutschlands aufmacht. Sie bringt weitere Aspekte bezüglich der aktuellen Diskurse in Deutschland um Nationalsozialismus und Schoa und kann dabei helfen, die Natur der Beziehungen zwischen der »Neuen Frauenbewegung« und der Diskurse der Erinnerungskultur Westdeutschlands besser zu verstehen. ☺

»Ich habe mich sehr über die finanzielle Unterstützung durch die Stiftungen ZURÜCKGEBEN und EVZ gefreut. Sie hat es mir ermöglicht, meine Recherchen zu vertiefen und meine eigenen, unabhängigen Gedanken dazu zu entwickeln, wie jüdische Frauen in Deutschland sich nach dem Holocaust, in der Vergangenheit und heute, definieren.«




BIOGRAPHISCHES

ADI KANTOR  geboren 1983 in Israel, ist Doktorandin der Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Zusätzlich zu ihren Studien arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Recherche-Assistentin im »Israel Project« bei der Stiftung für Wissenschaft und Politik, als Museumspädagogin im Jüdischen Museum zu Berlin und als Pädagogische Mitarbeiterin am Dokumentationszentrum Topographie des Terrors.

Ihre Arbeitsschwerpunkte sind unter anderen Gender und kollektives Erinnern, sowohl in der israelischen als auch deutschen Post-Holocaust-Gesellschaft mit besonderem Fokus auf die Frauen in beiden Ländern.

Ende September 2016 kehrte Adi Kantor zurück in ihre Heimat Israel. Dort wird sie weiter an ihrer Doktorarbeit arbeiten.

Von der Stiftung ZURÜCKGEBEN und der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« wurde Adi Kantor 2015 für ihre Promotion: »Das mediale Juden/Jüdinnen- und Israelbild in der westdeutschen »Neuen Frauenbewegung« und die Reaktionen deutsch-jüdischer und israelischer Feministinnen 1976–1993« gefördert. 

Mehr Informationen:

www.stiftung-zurueckgeben.de



DIANA ZOLOTAROVA

»Diana Alle Anna«. Ein filmischer Roadtrip

Ein filmischer Roadtrip der in der Ukraine geborenen Filmemacherin, der durch eine Reise in die Welt ihrer ukrainisch-jiddischen Mames der Dynamik von drei Frauen aus drei Generationen und zwei politischen Systemen nachgeht

»Diana Alla Anna« ist ein Dokumentarfilm, ein Portrait über eine Familie – mich Diana, meine Großmutter Alla, meine Mutter Anna. Es ist schwierig, Diana, Alla und Anna eine Familie zu nennen. Ist es nicht eher eine halbe Familie? Gehören da nicht auch Männer dazu? Väter? Und überhaupt: Tanten, Onkels, Cousins und noch mehr. Wir aber sind allein. Zu dritt in Deutschland. ∞

1993 haben meine Mutter und meine Großmutter mich auf eine waghalsige Reise mitgenommen. Oma hat unsere Ausreisedokumente vorbereitet und alles organisiert.

Anna: Unser Held.

Alla: Ja, dass ich euch da weggebracht habe, auf jeden Fall.

Anna: Auf jeden Fall. Hut ab.

Alla: Deine Mama hat geholfen. Wir haben alles verkauft. Sogar den vom Bügeln angebrannten Tisch.

Anna: Bis zum letzten Kissen. Wir sind in Deutschland angekommen, mit einem einzigen Kissen, und hatten nichts um darauf zu schlafen.

Was schaust du denn so lieblich?

»Was ist der Unterschied zwischen einer jüdischen Mame und einer Bulldogge? Die Bulldogge lässt irgendwann mal los. – Ich habe gleich zwei von dieser Sorte Mutter.«

Heute sagt Alla: »Wenn ich gewusst hätte, was ich da für was eine Verantwortung auf mich nehme; ich hätte es mir nochmal überlegt.« Aber ich glaube, Oma hätte es doch gemacht. Immer vorwärts. Und alles für das Wohl der Familie.

Von meinem Vater musste meine Mutter noch die Erlaubnis bekommen, mich mitnehmen zu dürfen. Die

Scheidung war immerhin schon erledigt. Dann wurden alle Männer zurückgelassen – aber da war nicht viel zum Zurücklassen. Der Vater meiner Großmutter ist früh gestorben, und der meiner Mutter zeigte – genau wie mein eigener – nicht viel Verantwortungsbewusstsein gegenüber seinen Kindern.

Schätzen konnte ich den Mut meiner beiden jiddischen Mames trotzdem nicht so richtig. Es war hart mit ihnen alleine zu leben. Die jiddische Mame ist berüchtigt. Es gibt unter anderem diesen Witz:

»Was ist der Unterschied zwischen einer jüdischen Mame und einer Bulldogge?

Die Bulldogge lässt irgendwann mal los.«

Ich habe gleich zwei von dieser Sorte Mutter. Natürlich hat mir immer ein Vater gefehlt. Aber darüber habe ich lange genug geheult. Es muss schließlich auch Vorteile haben in einem echten Matriarchat aufgewachsen zu sein. Das will ich sehen, erkennen und feiern. ∞

»Oma, Mama! Ich hab 1500 Euro Budget! Lasst uns mal 'nen Film machen!«

So begann unser kleines Abenteuer, finanziert von der Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF.

Diana: Dafür kann man z.B. ein Auto mieten. Wir können machen, was wir wollen.

Anna: Man könnte in Urlaub fahren. Irgendwohin an die Ostsee.

Alla: Und was werden wir dort machen?

Anna: Uns entspannen. Und reden.

Alla: Ein Thema brauchen wir, ja?

Diana: Wie wäre es, wenn ihr mir zeigt, was es heißt als Ukrainerin zu leben?

Anna: Wie wir früher ohne Waschmaschine gewaschen haben?

Alla: Ich hab alles per Hand gewaschen. Mit dem Waschbrett. Nachts stand ich da, und hab gewaschen.

Anna: Wie wir sie nachts gekocht haben, und aufgehangen?

Alla: Gekocht haben wir sie!



Anna: Wie wir nachts baden mussten, weil es nur dann Wasser gab? Willst du das gezeigt bekommen, ja?

Alla: Gott behüte.

Anna: Wie wir Wasser hoch schleppen mussten, bis in den 5. Stock? Wie ich den Kinderwagen runter getragen habe? Der Kinderwagen war groß. Ich hab ihn zerlegt in vier Teile. Und der vierte Teil warst du. Schon eingepackt. Bis ich mit den anderen Teilen fertig war, hattest du wieder in die Windel gemacht. Und wieder auspacken, und nochmal einpacken.

Alla: Daran möchtest du dich erinnern?

Anna: Das ist Exotik, ne? Cool. Nein, ich möchte das nicht mehr, ehrlich nicht mehr.

Alla: Ein tolles Leben war das.

Anna: Jetzt hast du Oma die Laune verdorben.

Dass nicht gerne über die Vergangenheit gesprochen, und alles lieber vergessen wird, ist nichts Neues. Ein wichtiger Grund warum ich mit ihnen einen Film machen wollte. Ich muss wissen was passiert ist. Und sowieso ist die Kommunikation bei uns ziemlich vernachlässigt worden. Es

ging die letzten 20 Jahre vielmehr darum, sich mit der neuen Umgebung zurechtzufinden. Der Fokus war stark nach außen gerichtet.

Aber ich bin schon sehr zufrieden. Sie haben tatsächlich angefangen zu erzählen! Und Mama hat ausgelassen gelacht dabei. Das Projekt funktioniert. Es wirft uns alle aus unserer gewohnten Umgebung. Es ist die Magie der Kamera, und der Frau dahinter. ☺

Was mich am Filmemachen begeistert, ist die Möglichkeit aus sich herauszugehen. Du kannst eine Rolle einnehmen und siehst dich selbst in einem neuen Kontext. Du bekommst Distanz zu dir, und damit Überblick. Es ist wie eine Meditation. Du kannst aufhören dich mit einer Meinung über dich selber zu identifizieren. Ich wollte meine Familie besser kennen und verstehen lernen. Eine Idee war es, Mutter und Großmutter zu meinen Co-Regisseurin-

Diana: Wie gefällt es euch den Film zu drehen?

Alla: Ja, bitte, ihr könnt ihn gern drehen.

Diana: Ich wollte ihn ja mit euch drehen.

Anna: Und?

Diana: Ich möchte, dass wir alle Regisseurinnen sind.

Anna: Aha, okay. Ich hab noch keine Ideen.

Diana: Du hast mir am Telefon etwas erzählt.

Anna: Aber das ist so allgemein. Eine Frau ist 50 – ist das ein Ende oder ein Anfang?

nen zu machen, um uns aus unseren gewohnten Rollen herauszuholen. Das lief nicht ganz so ab, wie ich es mir vorgestellt habe und es kam zu einem großen Konflikt. Sehr gut gelungen und dokumentiert ist ein Rollenspiel, in dem wir uns gegenseitig Fragen stellen übereinander. Aber allein diese Reise an die Ostsee war sehr emotional und aufschlussreich. Zum einen war es unser erster, und bis jetzt einziger gemeinsamer Urlaub. Zum anderen war es eine Auszeit vom vertrauten sozialen Umfeld und den alltagsbedingten Verpflichtungen und hat einen inneren Perspektivwechsel angestoßen.


Ich danke der Stiftung ZURÜCKGEBEN herzlich. Durch die finanzielle Unterstützung war es mir möglich, an dem Projekt in der Postproduktion weiterarbeiten, nachdem das Material schon abgedreht war. Natürlich ist so eine Förderung auch eine große mentale Unterstützung, und hat mir geholfen zu erkennen, worum es in diesem Film geht.

Ich bin sehr glücklich, den Film bald fertigstellen zu können. ☺

© Niels Münzberg



BIOGRAPHISCHES

DIANA ZOLOTAROVA  Ich bin Künstlerin, Schamanin und Coach. Meinen aktuellen Handlungsraum finde ich als Autorin beim Dokumentarfilm, in meinen Workshops als Dozentin, und im eigenen Behandlungsraum. Außerdem stehe ich anderen Filmemachern als Assistentin, Schauspielerin und Editorin zur Seite.

1988 in Kirowohrad, Ukraine geboren, migrierte ich fünf Jahre später mit Mutter und Großmutter nach Deutschland. Aus eigener Initiative begann ich im Alter von drei Jahren mit dem Handauflegen. Es kamen diverse künstlerische Interessen zutage. Ich spielte Geige in einem Kinderquartett, sang, tanzte, besuchte Malkurse, spielte Theater. Gleichzeitig gab es das Bedürfnis, mich nachhaltig zu engagieren. Ich war Mitglied der »Anti-Rassismus-AG«, wurde Vegetarierin, nahm an Seminaren und an Interventionen im öffentlichen Raum teil und betreute Kinder im jüdischen Jugendzentrum Dortmund. Nach dem Abitur begann ich mein Filmstudium an der Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF, bekam 2014 mein Diplom und 2016 meine Meisterschülerurkunde verliehen. Im Studium beschäftigten mich auch die Möglichkeiten des körperlichen Ausdrucks und ich trat dem Performance-Kollektiv »wilde pferde« bei. Bald entdeckte ich den Erkenntnisweg des traditionellen Yoga. Ab 2012 kam es zur Auseinandersetzung mit den Weisheiten der antiken vedischen Schriften. Ich begann ein Selbststudium in Meditation. Konfliktmanagement wurde ein Thema, wie z.B. die Praktik von Gewaltfreier Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg. All die Konzepte und künstlerischen Tätigkeiten, an denen ich forsche, haben immer dasselbe Ziel: Anderen Menschen helfen, sich bewusst zu werden, über ihre eigene Persönlichkeit, und dementsprechend über die ganz individuellen Ausdrucksmöglichkeiten. Ich lebe in Berlin.

Mehr Informationen unter: www.dianazolotarova.de



SHLOMIT LEHAVI

»Anzeigen im Wandel der Zeit/Anzeigen als Spiegel der Zeit« Das Jüdische Adressbuch für Gross-Berlin 1931

Eine Spurensuche durch das Prisma der Werbeanzeigen der Geschichte und das Schicksal jüdischen Lebens von 1931 bis heute.

Durch eine Recherche, bei der ich einem Freund aus New York half, das Haus ausfindig zu machen, in der seine jüdische Familie vor dem 2. Weltkrieg

in Berlin gelebt hatte, gelangte ich über die Website der Zentral- und Landesbibliothek Berlin auf das Branchenbuch »Jüdisches Adressbuch für Gross-Berlin« aus dem Jahr 1931.

Fasziniert blätterte ich durch die Seiten. Besonders bemerkenswert für mich war das Gefühl der »Normalität«, die durch diese Seiten sichtbar wurde. Dieses Gefühl kam nicht so sehr durch die Namen und Adressen der Werbetreibenden, als durch die gestalteten Anzeigenseiten selbst. Es war das Jahr 1931. Was erwartete ich zu finden? Ich weiß es nicht. Möglicherweise suchte ich nach (Vor-) Zeichen für das, was noch kommen sollte. Ein Gefühl der Fröhlichkeit und Normalität war sicher nicht das, was ich erwartet hatte. Und doch, da waren sie – Anzeigen für Schokolade, Zigarren, Schuhe, Teppiche, und für Privatdetektive (ein Umstand, der mich sehr verwunderte).

Reklame offenbart eine Menge über die Zeit, in der sie entsteht, über den Ort und die Atmosphäre. Durch das Betrachten der Anzeigen eröffnen sich Möglichkeiten, so vieles zu entdecken, zu erforschen und zu lernen: über diese Zeit, das Schicksal des Unternehmens bis zur Aufgabe oder zwangsweisen »Arisierung« und seiner Besitzer.

Gleichzeitig werfen sie viele Fragen auf: Welche Unternehmen waren zu der Zeit weiterhin aktiv? Wel-

che Unternehmen wechselten – unfreiwillig – den Besitzer? Welche Besitzer überlebten? Wo leben sie oder ihre Nachfahren heute? Wurden die Anzeigen ausschließlich von jüdischen Unternehmern aufgegeben? Wer waren die Gestalter hinter den Anzeigen? Und schließlich: Wie wurden die Anzeigen selbst im Laufe der Zeit modifiziert? Gibt es ein neues Logo, einen neuen Slogan oder Bildsprache? ∞

Der Prozess

Als Künstlerin setze ich mich schon lange vor allem mit der Verflechtung von Einzel- und Kollektividentitäten auseinander. In diesem Fall war ich fasziniert von den persönlichen Geschichten hinter diesen Anzeigen – persönliche Geschichten, die, zusammen genommen, in die Geschichte dieser Zeit eingebettet sind.

Meine Idee war es, analog zu dem Adressbuch von 1931 eine neue Ausgabe zu erschaffen, die des Jahres 2015.

Entworfen habe ich »Anzeigen im Wandel der Zeit/Anzeigen als Spiegel der Zeit« als zweischichtiges Buch, das auf jeweils gegenüberliegenden Seiten anhand der Originalanzeigen und der Anzeigen von heute mit zwei übereinander montierten Fotos Vergangenheit und Gegenwart zeigt:

Auf einer transparenten Seite der Abdruck der aktuellen Anzeige, die wiederum die alte Anzeige durchscheinen lässt. Bei den Unternehmen, die ausgelöscht wurden, würde eine leere Seite den Verlust sichtbar machen.

Um die Geschichte des Telefonbuchs selbst und die Schicksale der Unternehmen und Einzelpersonen – ebenso wie ihre persönlichen Geschichten – aufzuspüren, die 1931 inseriert haben, nahm ich Kontakt auf zu Menschen, die mir in meiner Recherche sehr behilflich waren. Darunter Rod Miller, der das Original des »Jüdischen Adressbuchs für Gross-Berlin 1931« gefunden und es der Zentral- und Landesbibliothek Berlin übergeben hat, die es digitalisiert und somit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat.

»Mich interessiert, was Menschen miteinander verbindet und was sie voneinander trennt. Wenn man in Israel aufwächst, ist das Bewusstsein einer kollektiven Geschichte Teil der persönlichen DNA. Es hat eine Weile gedauert, bis ich mir darüber klar wurde, aber ich denke, die räumliche Trennung von dieser Kultur hat mich dazu gezwungen, mich einer Menge Fragen zu stellen. Der Kern dieser Fragen ist, für mich selbst ein Gleichgewicht zwischen meiner eigenen und meiner kollektiven Identität zu finden.«

...grissen. Ein Mann schärftester parteimäßiger Prägung war Hugo Ostberg doch von jener Generation von Politikern, die im Parteimäßigen allein keine Befriedigung finden. Von der Zinne seiner Anschauung, stark in dem Ideal seiner Richtung wurzelnd, war Hugo Ostberg ein Mann von weiten Ausmaßen, von universalem Denken und von Liebe zu gemeinsamem Wirken erfüllt. Sein Tod ist ein schwerer Verlust für die Berliner jüdische Gemeinde, für das preußische Judentum, aber auch für die liberale Partei, der er in erster Reihe seine Kräfte gewidmet hat.

Nicht groß ist die Zahl der Menschen, die den Willen und die Kraft in sich fühlen, jüdische Gemeinschaftsarbeit in Berlin zu leisten. Um so freudiger

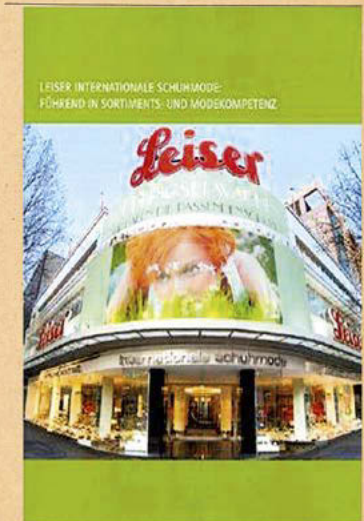


Leiser
Das größte Schuh-Spezialhaus Berlins

...le sollten bei allem unseren Tun und Lassen danken, was der Chronist einmal schreiben und sagen wird, wenn wir nicht mehr unter den Lebenden weilen. Nur der Mensch, der daran denkt, wird sein Leben frei gestalten, wird seine Arbeit so leisten,

...grissen. Ein Mann schärftester parteimäßiger Prägung war Hugo Ostberg doch von jener Generation von Politikern, die im Parteimäßigen allein keine Befriedigung finden. Von der Zinne seiner Anschauung, stark in dem Ideal seiner Richtung wurzelnd, war Hugo Ostberg ein Mann von weiten Ausmaßen, von universalem Denken und von Liebe zu gemeinsamem Wirken erfüllt. Sein Tod ist ein schwerer Verlust für die Berliner jüdische Gemeinde, für das preußische Judentum, aber auch für die liberale Partei, der er in erster Reihe seine Kräfte gewidmet hat.

Nicht groß ist die Zahl der Menschen, die den Willen und die Kraft in sich fühlen, jüdische Gemeinschaftsarbeit in Berlin zu leisten. Um so freudiger



Das Adressbuch enthielt Hunderte von Einträgen und gestalteten Anzeigen. Erstaunt war ich vor allem darüber, dass nicht nur jüdische, sondern vor allem nicht-jüdische Unternehmen mit Anzeigen vertreten waren.

Obwohl ich annehmen musste, dass der Großteil der im jüdischen Adressbuch inserierenden Unternehmen von Männern geführt wurde, war es mir ein Anliegen, für das Programm »jüdische weibliche Identitäten« vor allem Inhaberinnen und Geschäftsfrauen ausfindig zu machen. Der Ausgangspunkt meiner Recherche war es also trotz der schwierigen Ausgangsfrage, herauszufinden, wie viele der von den Unternehmen oder Kaufleuten aufgegebenen Anzeigen Frauen waren.

In meiner Recherche fand ich zwei bemerkenswerte Frauenbiographien, auf die ich an dieser Stelle näher eingehe: Margot Klausner und Lucia Loeser.

Beispielhaft vorgestellt: »Leiser«. Eine faszinierende jüdisch-deutsche Geschichte

»Das größte Schuh-Spezialhaus Berlins« – mit diesem Slogan warb das 1891 von Hermann Leiser und seinem Neffen Julius Klausner gegründete Unternehmen Leiser um seine Kundschaft. Auf das erste Ladengeschäft in der Oranienstraße 34 folgten 22 weitere Filialen mit insgesamt 600 Angestellten, darunter eines, das sich Seite an Seite mit dem KaDeWe befand, am Tauentzien 20, wo es noch

heute zu finden ist. Das Leiser-Logo ist beinahe unverändert. Kein Schild weist auf seine früheren Besitzer hin.

Jeder vierte Berliner kaufte seine Schuhe bei Leiser. Auf den Erfolg folgte die »Arisierung«. Nach dem Boykott durch die Nazis verkaufte Klausner 75 Prozent des Unternehmens an den deutschen Geschäftsführer und floh nach Argentinien. Julius Klausners Tochter Margot war überzeugte Zionistin und bereits 1926 nach Palästina ausgewandert, wo sie als Schriftstellerin, Verlegerin des Moadim-Bühnenverlags, und als Vorsitzende der Parapsychologischen Gesellschaft tätig war. Vor allem aber war sie eine Pionierin des Theaters in Palästina und später auch des israelischen Films, gründete die »Israel Motion Picture Studios« in Herzlia und war diejenige, die das Habimah-Theater nach Palästina brachte. Bereits in Berlin hatte sie gegen alle Widerstände das Ensemble dazu gebracht, dorthin eine Tournee anzutreten. Viele kehrten nach Deutschland zurück, Margot Klausner blieb. 1970 verkaufte sie ihre Anteile an Leiser.

Während meiner Recherchen erfuhr ich, dass man heute im allerersten Leiser-Geschäft, in der Oranienstraße 34, die LUIZA Bar findet. Im Zuge einer Renovierung entdeckten die Betreiber das originale Leiser-Logo an der Wand, woraufhin sie mit Amos Mukadi in Kontakt traten, einem bekannten israelischen Schauspieler und Produzenten. Mit Margot Klausners Sohn ...



Beispielhaft vorgestellt: Loeser & Wolff. Die größte Zigarrenfabrik Europas

Wer in Berlin kennt nicht die sogenannte »Haus Loeser & Wolff«, das im Stil der Neuen Sachlichkeit erbaute sechsstöckige Gebäude, das einst das

Bürohaus der traditionsreichen Zigarrenfabrik Loeser & Wolff war? Die Geschäftspartner Bernhard Loeser und Carl Wolff hatten am 1. Juli 1865 am Alexanderplatz eine Tabakwarenhandlung eröffnet und bald darauf eine Zigarrenfabrik. Trotz des Erfolgs ging es ihnen wie vielen anderen jüdischen Unternehmern des 19. Jahrhunderts nicht allein um den eigenen Profit: Bereits lange vor der Sozialgesetzgebung durch Bismarck revolutionierten sie die Rechte auf Sozialleistungen ihrer rund 5000 Angestellten, hauptsächlich Frauen.

Nach dem Tod der beiden Gründer wurde die 1870 geborene Tochter von Loeser, Lucia Loeser, im Jahr 1923 Hauptgesellschafterin der Loeser & Wolff GmbH. Sie war es, die den Auftrag für den »Loeser &

Wolff-Bau«, den Neubau der Verwaltungszentrale gab, der 1928 bis 1930 nach Plänen des Architekten Albert Biebendt auf dem 1445 m² großen Grundstück in der Potsdamer Straße 24–25 realisiert wurde.

In der Werbeanzeige im Jüdischen Adressbuch findet sich ein Hinweis auf die Großindustrielle: Eine Zigarre namens »Donna Lucia, meistgerauchte Zigarre«, für 20 Pfennig das Stück.

Lucia Loeser starb 1937, ein genaues Sterbedatum ist nicht zu ermitteln. Im gleichen Jahr wurde das Unternehmen »arisiert«. Ein Ufa-Werbefilm erzählt 1942 in den schönsten Tönen davon, dass »Loeser & Wolff« jetzt »Walter E. Beyer Zigarrenfabriken« heißt.

Viele Fragen bleiben offen: Warum gibt es am »Haus Loeser & Wolff« keinerlei Hinweis auf die ursprünglichen Besitzer und das jüdische Unternehmen, das enteignet wurde? Was wurde aus Elsa Sommerguth, verheiratete Adler, der 1892 geborenen Tochter von Lucia Loeser-Sommerguth?

Und weiter: Lucia Loeser hatte 1930 die Lucia-Loeser-Stiftung ins Leben gerufen, die bedürftige Angestellte und Arbeiter der Firma unterstützte. Wer steht heute hinter dem Lucia-Loeser Kulturfonds? Im Verzeichnis der rechtsfähigen Stiftungen bürgerlichen Rechts mit Sitz in Berlin, Stand: 1.7.2015, ist eine Lucia-Loeser-Stiftung eingetragen, die »Unterstützung von Betriebsangehörigen und ehemaligen Betriebsangehörigen sowie deren Angehörigen der Loeser & Wolff GmbH« bzw. »Unterstützung von bedürftigen deutschen, jüdischen oder in Deutschland lebenden künstlerisch oder geistig besonders begabten jungen Menschen sowie die Unterstützung deutscher oder jüdischer bejahrter und bedürftiger in Berlin wohnender Musiklehrerinnen« bereithält. Informationen zu Lucia Loeser finden sich nicht. ∞

Work in progress – neue Dimensionen

Je tiefer ich in das Projekt einstieg, desto bewusster wurde ich mir der Tatsache, dass ich mehr als nur ein Jahr daran arbeiten würde. Mir wurde klar, dass dieses spezifische Thema, besonders der Fokus auf Frauen, noch unerforscht ist. Und dass sich hinter jeder noch so kleinen Anzeige eine große Geschichte verbergen kann.

Im Zuge der Recherchen stieß ich auf weitere Magazine der Zeit sowie auf die Datenbank »Jüdische Gewerbebetriebe in Berlin 1930–1945« der Humboldt-Universität mit Anzeigen von jüdischen Unternehmen, darunter diese von »Frau Elise Bock«, eingetragen unter »Kosmetische Präparate und Apparate (Chemie und Drogeriewaren)«. Gegründet 1909, Übernahme 1935. Ich fand heraus, dass das Unternehmen später in die Kantstraße 158





Ein schönes Gesicht

Emulsionen. Das feinste und mildeste Gesichtswaschmittel, große Flasche, lange ausreichend. Gurken-Emulsion Preis M. 6.35 — Rosen-Emulsion M. 7.70

Methode Fix-Fix (ges. gesch.) gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln! In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt, und Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Preis M. 16.—, 26.70, 34.70

Nero. Echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung, ca. 6 Wochen anhaltend, unbeeinträchtigt durch Waschungen. Erhältl. in Blond, Braun u. Schwarz. Preis M. 5.70

Lippenrot. Das einzige Mittel, völlig unauffällig, haltbar und unschädlich, den Lippen eine natürliche, schöne rote Farbe zu geben, nicht abbläbend. Preis M. 2.—

Ratschläge. Praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit!“. 145 000 Auflage. Preis M. 1.50

Frau Elise Bock G.m.B.H.
Berlin-Charlottenburg 48, Kantstraße 158

FRAU ELISE BOCK G.M.B.H.



NERO. Echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung 6 Wochen anhaltend, unbeeinträchtigt durch Waschungen. Farben: blond, braun, schwarz. Preis M. 4.—

HALS UND BÖSTE
Aqua Divina gibt Schönheit und Festigkeit. Macht die Haut blendendweiß. M. 3.—

METHODE AFRO
Der vollendetste Brust- und Halsformer. Preis M. 14.—

ROT DER SASKIA 152
Vergleiches Rot, das nicht bröckelt und gleichzeitig die Haut pflegt. In 3 Farbblöcken. Preis M. 2.—

NAGELHAUTENTFERNER
Preis M. 2.—

Auskunfts u. Prospektkostenfrei

PASTA DIVINA
Gibt Frische und matte, durchsichtige Teint. Erhaltung der Jugendlichkeit. Preis M. 1.75, 2.50, 6.—

ARIANE PUDECREME
Vereinigt fettfreien Tagescreme, Puder und Schminkpulver. Pflegt und glättet das Teint, entfernt Falten und dient gleichzeitig als Puder. In allen Farben. Preis M. 3.—

E BEE - SCHÄLPASTE
gegen alle Hautunreinheiten, Kötter, Mitesser. Ern. die Haut, macht sie jugendlich ohne schmerzliche Reinigung. M. 8.—

RATSCHLÄGE
Praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit!“. 145 000 Auflage. Mark 1.—

BERLIN-CHARLOTTENBURG 21 KANTSTR. 158

umgezogen war – diese Adresse spielt eine extrem wichtige Rolle in der Jüdischen Geschichte Berlins. Hier befand sich seit seiner Gründung im September 1933 die »Reichsvertretung der deutschen Juden«. Im gleichen Gebäude war auch der »Preussische Landesverband Jüdischer Gemeinden« und die von Recha Freier initiierte »Kinder- und Jugend-Aliyah« sowie »Der Jüdische Frauenbund« untergebracht.

Zu Elise Bock ließen sich keine weiteren Informationen finden, weder in Yad Vashem, noch auf den Seiten der Stolpersteine im Internet. Unter den unzähligen Einträgen mit dem Familiennamen »Bock« ist keine Elise verzeichnet. Möglicherweise hat sie überlebt, oder »Frau Elise Bock« war nur der Firmenname. Ein Zeichen ihrer Existenz geben nur die wunderschönen, im Art déco-Stil gestalteten Anzeigen, jede ein Kunstwerk für sich. ∞

Das Thema hat vielfältigste Dimensionen eröffnet und Querverbindungen aufgezeigt, die nicht in einem Buch allein erfasst werden konnten. Um diese und die Komplexität des Projekts sichtbar zu machen, habe ich mich dazu entschieden, zusätzlich zu meiner ursprünglichen Idee eine Multi-Media-Installation zu entwickeln, die aus einer Foto- und Video-Dokumentation besteht. ∞

Großes Interesse

Von Anfang an teilte ich meine Idee und den Recherche-Prozess mit vielen Menschen, und die Wirkung, die es auf sie hatte, war enorm. Ich bekam E-Mails von Institutionen, Historikern, jüdischen und nichtjüdischen Menschen, die von nun an das Projekt »auf ihrem Radar« hatten und die Geschichten mit mir teilten, die sie als wichtig und hilfreich erachteten. Sie alle bestärkten mich darin, dass mein Vorgehen und Fokus einen neuen Blick auf das Thema für sie gäbe.

In meinem ersten öffentlichen Vortrag im Dezember 2015 im »Deutsches Haus at NYU« in New York konnte ich vor einem äußerst interessierten Publikum unterschiedlichsten Alters und Nationalitäten einen Einblick in das Projekt geben, über den Recherche-Prozess sprechen, Fotos und Videos zeigen, die diese Recherche dokumentieren. Seitdem gibt es nun neue Kontakte und Anfragen für Vorträge, unter anderem von der San Francisco Jewish Library. ∞

Die schönste weibliche Zierde ist eine formvollendete Figur! »Femina« formt jede Figur tadellos. »Femina« bringt jede Toilette zur vollen Geltung. »Femina« verhütet Frauenleiden. »Femina« beseitigt Korpulenz auf natürliche Weise. »Femina« festigt die Brust. »Femina« gestaltet kleine Brust größer. »Femina« ist der einzige ideale Korsettersatz. Frau Elise Bock GmbH, Berlin, Fasanenstraße 54



Danksagung

Ich bin der Stiftung ZURÜCKGEBEN und der Stiftung EVZ sehr dankbar dafür, dass sie es mir durch ihre Förderung ermöglicht haben, an der Umsetzung meines Projekts arbeiten zu können. Ohne diese Unterstützung wäre es sehr viel schwieriger gewesen, so tief in die Dimensionen dieses Themas einzusteigen.

Mein Dank gilt auch all denjenigen, die mir bis heute bei meinen Recherchen geholfen haben. Ihre Hilfe und ihr Beitrag sind unersetzlich für mich:

Rod Miller – der das Original »Jüdisches Adressbuch für Gross-Berlin 1931« gefunden und es der Zentral- und Landesbibliothek Berlin übergeben hat. Es ist einsehbar unter: http://digital.zlb.de/viewer/image/1931001_1931/1/LOG_0003;

Rod Miller ist auch Initiator der Non-Profit-Organisation »Tracing the Past«: www.tracingthepast.org;

Michael Götze – Referat Digitale Dienste der Zentral- und Landesbibliothek Berlin (ZLB);

Sebastian Finsterwalder – Mitarbeiter des Referats Provenienzforschung der Zentral- und Landesbibliothek Berlin;

Aubrey Pomerance – Leiter des Archivs im Jüdischen Museum Berlin/Leo Baeck Institut;


Dr. Ulrich Baumann – Stellvertretender Direktor bei der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, er arbeitet im Besonderen an der Recherche jüdischer Unternehmerinnen in der Weimarer Republik;

Howard Freedman – Director at the Jewish Community Library San Francisco;

Dr. Wesley A. Fisher – Director of Research – Conference on Jewish Material Claims Against Germany, Inc. New York;

Dr. Frank Mecklenburg – Director of Research and Chief Archivist – Leo Baeck Institute, New York. ∞

BIOGRAPHISCHES

SHLOMIT LEHAVI  geboren 1965 in Tel Aviv, ist in einem Umfeld von Kunst und Kunstschaffenden aufgewachsen.

Sie setzt sich interdisziplinär mit Formen des Zeitlichen auseinander: Vornehmlich arbeitet die Künstlerin mit Neuen Medien, interaktiven und site-specific Installationen. Die wechselseitige Beziehung zwischen kollektiver und individueller Identität in Raum und Zeit ist das Thema ihrer Arbeiten.

Shlomit LeHAVIs Werke wurden und werden international ausgestellt (u.a. in New York, Berlin, Tel Aviv, Kopenhagen, Porto) und sind mehrfach ausgezeichnet.

Shlomit LeHAVI hat 20 Jahre in New York verbracht, wo sie sowohl ausgestellt als auch kuratiert hat. Sie hält den Master's degree im »Interactive Telecommunications Program« der Tisch School of the Arts, New York University.

Sie erhielt diverse Förderungen, darunter die America-Israel Cultural Foundation fellowship, Outpost Cuts and Burns fellowship, und die Förderung der Stiftung ZURÜCKGEBEN und der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« (EVZ).

Ihre Installation »Time Sifter« wurde 2008 auf dem Digitalen Medienfestival »Future Places« in Portugal ausgezeichnet. 2012 wurde »Time Sifter« als erste von insgesamt sechs Positionen der dreiteiligen Ausstellungsserie »Time and Technology« bei ART LABORATORY BERLIN präsentiert.

Seit 2014 lebt und arbeitet Shlomit LeHAVI in Berlin, wo sie im Jahr 2015 ihre erfolgreiche Video-Performance »Return/Partake-Episode 1« in der alpha nova-kulturwerkstatt & galerie futura gezeigt hat.



SHARON ADLER

»Writing Girls«. Jüdische Frauengeschichte(n) in Berlin



Sharon Adler

Seit vielen Jahren begleitet mich eine sepiagetonte Fotografie, die eine schmale, ernste junge Frau zeigt: meine Urgroßmutter. Das Foto trägt den verschnörkelten Aufdruck: Franz Erkens, dann in Druckbuchstaben: Berlin-Steglitz, Schlossstr. 85. Eine Jahreszahl ist nicht angegeben und auf der Rückseite des Fotos gibt es auch keine Hinweise auf das Entstehungsdatum.

Meine Urgroßmutter ist gestorben, als ich elf war, das war 1973. Für mich war sie immer meine Großmutter, denn meine »echte« Großmutter lebte in Israel. Für sie blieb Deutschland zeitlebens ihr Trauma und wir erinnerten sie daran, dass wir von »hier« waren, wie sie. Nach Palästina geflohen ist sie, als meine Mutter drei Jahre alt war, 1938. Meine Mutter hat sie nicht mitgenommen und ich habe mich später nie gewagt zu fragen, warum. Meine Mutter überlebte, weil es meiner Urgroßmutter später gelang, sie aus Deutschland herauszubringen,

nach Holland, wo sie mit gefälschter Identität bei einer Familie versteckt war.

Keine der Frauen in meiner Familie hat über die Schoa gesprochen, weder über ihr eigenes Leben und Überleben, noch über das Sterben der anderen. Wir waren zu dritt: Meine Mutter, meine Urgroßmutter und ich. Mehr Familie gab es nicht.

Natürlich habe ich gefragt und recherchiert. Bin Straßen abgelaufen – in Berlin, in Haifa. Immerhin habe ich herausgefunden, dass meine Großmutter, Miriam Kopolowitz, nach dem Krieg nach meiner Mutter gesucht hat und sie schließlich auch fand: Im Displaced Persons Camp in Berlin.

Aber hier geht es nicht um meine persönliche Geschichte. Vielmehr hat das über die Jahre verblässende Foto meiner Urgroßmutter den Anstoß dazu geliefert, das Schreibprojekt »Writing Girls«. Jüdische Frauengeschichte(n) in Berlin« ins Leben zu rufen, denn: Fotos, die verblässen, auf denen nur noch schemenhaft etwas zu erkennen ist, sind wie Geschichten, die in der Schublade schlummern und nie erzählt oder niedergeschrieben werden. Sie sind irgendwann vergessen.

Aus dem gleichen Grund hatte ich auch im Jahr 2000 das Online-Frauenmagazin AVIVA-Berlin gegründet – um verborgene und vergessene Geschichten sichtbar zu machen, aber auch den Frauen von heute eine Plattform zu geben.

Diesmal aber sollten es ausschließlich jüdische Frauen sein, die über andere jüdische Frauen und sich selbst schreiben, verborgene Frauengeschichten recherchieren und schließlich ihre verfassten Reportagen auf AVIVA veröffentlichen. ∞

»All diese Frauen haben ihre eigenen Leben eingebracht. Das Schreiben bedeutete für sie immer auch eine Konfrontation mit Geschichte – die von anderen, aber auch die der eigenen. Vor allem für die Biographinnen aus Israel und der EX-UDSSR war dies auch immer eine Auseinandersetzung mit ihrer Identität als Jüdin.«



Spurensuche(n) weltweit, Biographinnen weltweit – DIE »WRITING GIRLS«

Der Aufruf mit den Infos zum Projekt über die verschiedensten Kanäle der jüdischen Community in Berlin war kaum veröffentlicht, da stand das Telefon in der AVIVA-Redaktion auch schon nicht mehr still. Die Frauen kamen von überall her: aus Israel, aus den USA, aus Frankreich, Polen, der EX-Sowjetunion und sogar aus Chile. Am Ende waren es insgesamt elf Frauen, die als »Writing Girl« an dem Projekt mitgemacht haben. Elf Frauen unterschiedlichen Alters, Herkunft, Beruf, Muttersprache. Nicht jede von ihnen hatte Schreib- oder Rechercheerfahrung im Schreiben. Alle aber hatten ein persönliches Interesse daran, auf Spurensuche nach Frauenbiographien zu gehen, von denen viele in dieser Stadt gelebt, die sie mitgeprägt haben oder von ihr geprägt wurden. Oft hatten die Teilnehmerinnen einen persönlichen Bezug zu ihnen.

Unter den Teilnehmerinnen aus aller Welt gab es eine Fotografin aus Chernyakhovsk/Kaliningrad; eine Fotografin aus Paris; eine Sozialwissenschaftlerin, Autorin und Redakteurin aus Polen; zwei Journalistinnen und Drehbuchautorinnen aus Israel; eine Medienwissenschaftlerin, Projektberaterin und Leiterin jüdischer Touren durch Berlin aus New York; eine ehemalige Altenpflegerin aus Taschkent; eine Wissenschaftlerin aus der Ex-UDSSR mit amerikanischem Pass; eine Filmemacherin und Autorin aus Chile; eine israelische Künstlerin, Grafikdesignerin, Illustratorin und Bloggerin; eine US-amerikanische ehemalige Collegelehrerin, Politikwissenschaftlerin und Schriftstellerin. Sie alle haben sich Berlin als die Stadt ausgesucht, in der sie leben wollen, einige von ihnen haben Wurzeln hier. Und nicht nur die von ihnen verfassten, auch ihre eigenen Biographien sind von Deportation und Migration geprägt.

Michal Fuchs, »Judith Drumer, geborene Abramovich«

Die Künstlerin, Bloggerin und Illustratorin aus Israel kombinierte Zeichnungen mit Texten auf Hebräisch und Englisch, sie versuchte, »die Paradoxien von Situationen zu vermitteln, die ich als Jüdin, Israelin und Nichtdeutsche in Berlin erlebe.«

Im Zentrum der Geschichte von Michal Fuchs steht Judith Drumer, die Mutter ihres Mentors Ori Drumer, dem Leiter des Digital Art am Musrara College in Jerusalem.

Durch Worte und Bilder schickt die Künstlerin ihr Alter Ego auf die Spur einer Frau, die seit 22 Jahren tot ist. Ihre dadahaften, wunderschön-traumhaften Illustrationen sind eine Mischung aus Assoziation, Metaphern und Bruchstücken des Erzählten und beschreiben den Weg von Judith Drumer, geborene Abramovich von Riga über Pritzwalk nach Israel.

In ihrem fragmentarisch konzipierten Beitrag fragt Michal Fuchs vor allem danach, was jüdische Identität ist, oder Zugehörigkeit, und stellt elementare Fragen, die nicht alle beantwortet werden können. Ihre Suche gilt der Frage, »was von der Identität einer Person übrigbleibt, wenn diese stirbt«.

Ihr Beitrag wurde als Work-in-Progress veröffentlicht, um den Gedankenfluss und die Entwicklung der Recherche aufzuzeigen. ∞





Rachel Shneiderman, »Charlotte Hermann. Ein Leben auf der Suche nach Liebe und Geborgenheit«

Die Altenpflegerin im Ruhestand emigrierte aus Usbekistan zunächst nach Israel und lebt seit über 30 Jahren in Berlin.

Stück für Stück setzte sie das Portrait von Charlotte Hermann zusammen, einer Frau, die nicht einmal einen Namen auf einem Grabstein hat: Geboren in Dresden, Exil in Prag, Deportation nach Theresienstadt und Auschwitz. Todesmarsch. Rückkehr nach Prag. 1980 Flucht aus Prag nach West-Berlin.

Die Geschichte dieser Frau, die sie vor über 25 Jahren gepflegt hat, hat Rachel seit ihrem ersten Zusammentreffen nie mehr losgelassen. Charlotte Hermann hat Auschwitz zwar überlebt, litt aber bis zu ihrem traurigen Lebensende unter Alpträumen und den psychischen und physischen Verletzungen. Für ihre Recherche reiste Rachel Shneiderman u.a. nach Dresden und Prag, forschte trotz Sprachbarrieren unbeirrt in dortigen Archiven und suchte die Lebensorte von Charlotte Hermann auf. Indem Rachel Shneiderman die Geschichte von Charlotte so detailliert erzählen konnte, hat sie sie vor dem Vergessen bewahrt und ihr ihre Identität zurückgegeben. ☹

Donna Swarthout, »Verlorene und wieder gefundene Erinnerungen. Meta Adler«

Donna Swarthout aus Montana ist Tochter deutsch-jüdischer Eltern, die 1938 aus Deutschland geflohen sind. Die Politikwissenschaftlerin (University of California Berkeley) lebt heute mit ihrer Familie wieder in Deutschland, in Berlin. Sie hat ihre deutsche Staatsbürgerinnenschaft zurück-erlangt, und ihr ältester Sohn erhielt seine Bar Mizwa in Berlins früherem jüdischem Waisenhaus. Erst 2011 entdeckte sie, dass ihre Großtante Meta, geboren 1894, ein Opfer der Schoa war. Ihre Familie hatte Metas Existenz verschwiegen. In der Version der Familiengeschichte, die ihr von ihren Eltern erzählt worden war, gab es nur die Version, in der alle in die Sicherheit nach Amerika entkommen konnten.

Ihre Recherche führte sie zu einer Dorf-Historikerin in Altwiedermus, mehr Informationen fand sie schließlich auch in der Yad Vashem Datenbank in Jerusalem.

In ihrem Beitrag erzählt sie auch, dass sie in Deutschland »den Zweig der Familiengeschichte gewählt hat, der 1938 abgebrochen wurde«; sie beschreibt, dass sie »wie eine Zeitreisende durch Vergangenheit und Gegenwart gegangen« ist und wie sie sich dem Schmerz und dem Genozid geöffnet hat, der nicht verstanden werden kann. Wie sie »die Freude darüber gespürt hat, in der vibrierenden Landschaft jüdischen Lebens in Berlin ihren Platz zu finden.«

Donna Swarthout hat im Juli 2012 nach langer Vorarbeit die Verlegung eines Stolpersteins für ihre Tante erwirkt. Eines, wie sie sagt, der kraftvollsten Dinge, die sie in ihrem Leben getan hat. ☹





Shlomit Lasky & Maayan Meir, »Das blonde Gift«

Die israelischen Journalistinnen und Drehbuchautorinnen Shlomit Lasky und Maayan Meir, beide aus Israel, haben den Beitrag zur »Greiferin« Stella Goldschlag verfasst.

»Wie weit würde ich gehen, um mich selbst und meine Familie zu retten? Wie unerbittlich und hinterhältig würde ich werden, um zu überleben? Dies sind Fragen, die mir in den Sinn kommen, wenn ich an Stella Goldschlag denke. Eine sorglose Zwanzigjährige aus Westberlin, mit goldenen Locken, einem breiten Lächeln und dem Ehrgeiz, einmal Jazzsängerin zu werden, doch in ihrem Leben ging es bald nur noch ums Überleben und um Verrat, denn sie war eine Jüdin in Nazideutschland.«

Shlomit Lasky und Maayan Meir haben nach intensiver Recherche den Versuch gewagt, diese Fragen zu beantworten. Als Tour Guide erzählt Shlomit Lasky auch Stellas Geschichte und löst damit nicht selten Debatten aus. ☞

**Daniela Rusowsky,
»Helga Simon – Die Frau mit der Kamera«**

Die Filmemacherin, Autorin, Anthropologin und Entwicklungswissenschaftlerin Daniela Rusowsky aus Chile traf die lebende Legende Helga Simon, die das Leben der Jüdischen Gemeinde zu Berlin seit Jahrzehnten fotografisch begleitet. Im Gespräch erzählt die dienstälteste Fotografin der Jüdischen Gemeinde davon, wie ihre Mutter ihr das Leben gerettet hat und wie sie nach dem Ende Nazi-Deutschlands dazu kam, als Fotografin zu arbeiten. Daniela Rusowsky: »Ich kann den Preis der Einsamkeit spüren und erkenne, warum Helga Simon sich an der Kamera festhält wie eine Schiffbrüchige an einem Stück Treibholz im Meer und sie bis zum letzten Tag ihres



Lebens nicht loslassen wird.« Der Beitrag Daniela Rusowskys wurde in deutscher Sprache sowie auf Spanisch und Englisch veröffentlicht (»La Mujer de la Cámara«, »The lady of the Camera«). ☞

Layla Zami, »Drei Frauen, eine Spurensuche – Die Tänzerin Tatjana Barbakoff«

Die in Berlin lebende Fotografin, Autorin, Politologin und Filmemacherin aus Paris, aus der deutsch-russisch-jüdischen und karibisch-indischen Diaspora, recherchierte zum Leben der 1899 geborenen lettisch-jüdisch-chinesischen Tänzerin Tatjana Barbakoff. Layla Zami traf 2009 auf ihre Lebensgefährtin Oxana Chi, die mit ihrem Solotanzstück »Durch Gärten« die in Vergessenheit geratene Künstlerin wieder auferstehen lässt. Gemeinsam ließen die beiden Frauen im Mai 2011 vor dem Renaissance-Theater einen Stolperstein für Tatjana Barbakoff verlegen. Layla Zamis Beitrag ist eine poetische Collage aus Biographischem und Reflektionen zum Jetzt, eine Femmage an die große Tänzerin, die 1944 in Auschwitz ermordet wurde. ☞





Sharon Kuckuck, »Hier wohnte – Here lived«

Als sich die Medienwissenschaftlerin und Leiterin jüdischer Touren durch Berlin näher mit den Stolpersteinen vor ihrer Haustür beschäftigte, entdeckte sie eine tiefe, emotionale Verbindung zur jüdischen Geschichte in Berlin.

Die in Berlin lebende New Yorkerin recherchierte zu Niche Scherl, die zuletzt in der Goltzstraße 35 lebte und der es noch gelang, ihre Töchter ins rettende Exil schicken zu können. Sie selbst und ihr Sohn wurden nach Riga deportiert und ermordet.

»Es war am 21. April 2012 als ich Niche Scherl und ihren Sohn Simson zum ersten Mal traf. Sie lebten einst in meinem Haus, eine Etage über mir und auf der anderen Seite über den Gang, vor 71 Jahren. Ich dachte jedes Mal an sie, wenn ich das Haus verließ und versuchte, um ihre kleinen Stolpersteine herumzugehen.« ☞

Judith Kessler, »Familie aus Papier – Hanacha Meyerowitz« | »Lotte. Seit heute bin ich Palästinenserin« | »Wie man eine Mutter findet und andere Überraschungen«

Die Sozialwissenschaftlerin, Autorin und Redakteurin hat etliche Studien und Publikationen zur jüdischen Gegenwartskultur und sowjetisch-jüdischen Migration verfasst, darunter: »Von Aizenberg bis Zaidelman. Jüdische Migration aus der früheren Sowjetunion seit 1990«, »Zum kulturell-religiösen Selbstverständnis Berliner Juden«, »Klezmerfreie Zone oder Jewish Disneyland«, »Zwischen Charlottengrad und Scheunenviertel«. Vor allem aber ist sie seit langem in der jüdischen Familienforschung

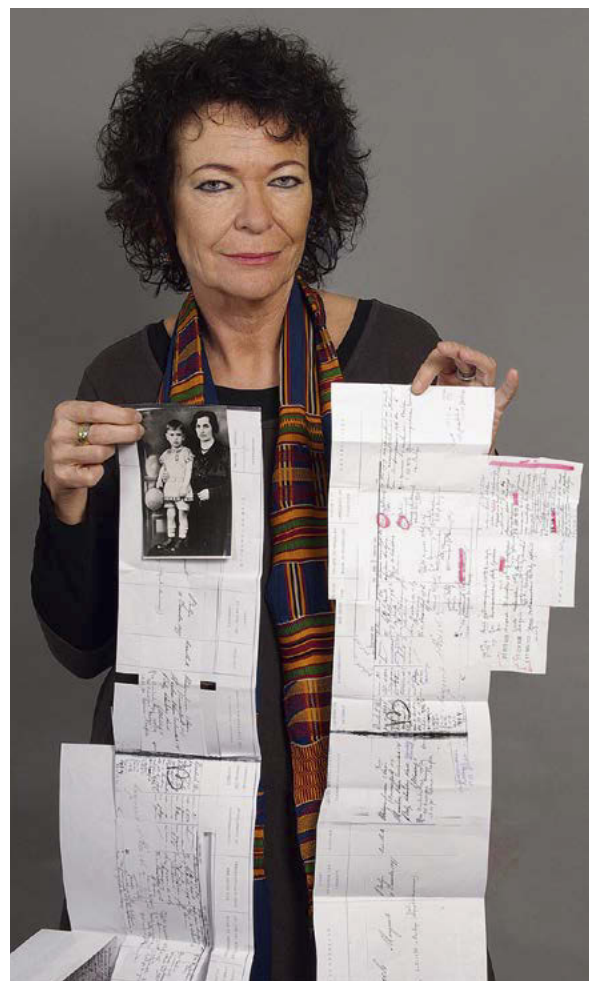
unterwegs und wird angesprochen, wenn Menschen nach Spuren ihrer Vorfahren oder Familien suchen. Manchmal ergeben sich daraus Geschichten.

Auch deshalb ist sie bei den Writing Girls mit sogar drei Recherchebeiträgen vertreten. Sie ist die Expertin, wenn es darum geht, Puzzles auch aus den allerkleinsten Informationen zusammenzusetzen.

So erzählt eine ihrer Geschichten von »Heini«, der im Alter beginnt, nach seiner Identität zu suchen, der weder weiß, wie er wirklich heißt, noch wer seine Eltern sind, nur, dass er am Tag X in Berlin geboren wurde... und der nach sieben Jahren Suche Judith Kesslers – die von Berlin über Lettland, Sibirien, Holland und Israel wieder zurück nach Berlin führt – mit fast 80 Jahren eine Schwester in die Arme schließen kann.

In der zweiten Geschichte geht es um Briefe aus dem Nachlass einer ganz normalen, unspektakulären Frau und ihrer Mutter. Lotte und Grete Bonwitts Briefwechsel zwischen Nazi-Berlin und Palästina wirft ein besonderes plastisches Schlaglicht auf den »Alltag« für Juden im »Dritten Reich«.

Die dritte Geschichte dreht sich um eine Frau, Hanacha Meyerowitz, die als kleines Berliner Mädchen



allein nach Theresienstadt deportiert wurde, überlebt hat und bis zum Tod in Prag lebte, ohne zu wissen, wer ihre wahre Familie war. Judith Kessler gelang es für ihren Sohn zwar herauszufinden, wer seine Mutter, seine Großeltern und seine Verwandten waren, doch hier war die Suche ernüchternd: »Ich habe eine Familie gefunden, aber nichts zum Anfassen, niemanden zum Umarmen, kein Foto, kein Grab, keine Erinnerungen. Nur Papier.« ☞



Maya Nitis, »A Woman's Many Names – Dora Sophie Kellner«

Maya Nitis bezeichnet sich selbst als ein »expert ocean hopper«, sie kommt aus der ehemaligen Sowjetunion, hat die amerikanische Staatsangehörigkeit und lebte seit 3 ½ Jahren in Berlin, als sie am Writing-Girls-Projekt teilnahm. Heute ist die Wissenschaftlerin Absolventin an der Johns Hopkins University, Zanvyl Krieger School of Arts & Sciences in Baltimore. Schon lange forschte sie zu Dora Sophie Kellner, geschiedene Pollack, über die – im Gegensatz zu ihrem Ehemann Walter Benjamin – nur wenig bekannt ist. Dabei war Dora immerhin Dr. phil., Schriftstellerin, Übersetzerin, Journalistin und Hoteldirektorin. Im Jahr 1927 brachte sie zudem das Journal »Die Praktische Berlinerin« heraus und schrieb für »Die literarische Welt«. Ihre Emigration führte sie 1936 nach Italien, San Remo, 1938 nach England, wo sie im Jahr 1964 in London starb. Ihre letzte Wohnanschrift in Berlin lautete: Berlin-Grunewald, Delbrückstraße 23.

»This fragmentary information about the travails of a Jewish woman in the first half of the twenty-first century Europe, paints a forlorn picture where times and places are barely visible.« ☞

Inessa Dolinskaia, »Aquarell in Grau – Bilder über und dank Mascha Kalékos Poesie«

Wenn Berlins Bilder in Poesie gefasst werden und die Stimmung dieser Gedichte wiederum zu Fotografien inspiriert, dann haben sich die Arbeiten zweier Künstlerinnen gefunden: Inessa Dolinskaia folgte den Spuren der Dichterin durch die Stadt, in der Kaléko ein »paar leuchtende Jahre« lang gelebt hatte.

Lange lag die ins Russisch übersetzte Gedichtsammlung von Mascha Kaléko im Bücherregal der in Saratow geborenen Fotografin. Und obwohl über die Lyrikerin Mascha Kaléko schon einiges bekannt ist, eröffnet Inessa Dolinskaia einen vollkommen neuen Blick auf sie: Ihre Schwarz-Weiß-Fotografien spielen mit Licht und Schatten, mit Schärfe und Unschärfe, sie setzen ihr ein zärtliches Denkmal und lassen ihre Schaffenszeit im Berlin der 1930er-Jahre lebendig werden. ☞



Sichtbarkeit

»Wann immer ich heute wieder über einen Namen, eine Geschichte, ein Fragment stolpere, denke ich: Es gibt noch so viele Geschichten, die erzählt werden wollen und müssen. Auch die meiner Urgroßmutter.«

Auch wenn all die erzählten Biographien mehr als nur traurig sind, der Prozess des Schreibens und der Recherche schmerzhaft war, am Ende waren alle Teilnehmerinnen glücklich darüber, »ihrer« Frau ein Gesicht gegeben zu haben. Denn obwohl die Recherche mühselig war, weil Menschen wie Dokumente oder Gebäude häufig nicht mehr auffindbar waren, blieb die Gewissheit, dass diese Frauen, die zum größten Teil in

keinem Lexikon auftauchen, nun nicht mehr vergessen werden können.


Ihre Artikel konnten die Biographinnen schließlich auch mit einem Publikum teilen: Unter anderem eingeladen die Writing Girls vorzustellen, haben uns die Inselgalerie, das jüdische Frauennetzwerk Bet Debora, die Arbeitsgemeinschaft »Frauen im Exil« in der Gesellschaft für Exilforschung e.V. und die Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«. Überall lasen sie vor vollbesetztem Haus und erzählten von ihrem Rechercheprozess, der bei den Biographinnen und dem Publikum gleichermaßen Spuren hinterlassen hat.

Ende 2015 hatte ich im Rahmen meines Vortrags »Before/After: Jewish Lives in Berlin« sogar in New York die Gelegenheit, die Writing Girls vorzustellen. Im Publikum waren einige Exil-Berliner, die sich bis heute und trotz allem mit der Stadt verbunden fühlen. Auch die

Anfragen der Presse waren enorm: Berichtet hat unter anderem die Jüdische Allgemeine, jüdisches berlin, Merian, TAZ, Berliner Morgenpost und die ARD mit einer Filmreportage. Die Herausgabe eines Buches konnte leider bislang nicht realisiert werden, doch man kann »Patinnenschaften« für einzelne Projekte übernehmen, um die Recherche weiterer Biographien zu finanzieren. Alle Beiträge sind einsehbar unter: www.aviva-berlin.de/aviva/Juedisches%20Leben_Writing%20Girls.php


»Im Namen aller Teilnehmerinnen bedanke ich mich von ganzem Herzen für die Förderung, ohne die dieses wunderbare Projekt nie hätte durchgeführt werden können. Denn wenn Du eine Idee im Kopf hast, die Du unbedingt umsetzen willst, brauchst Du eine Starthilfe. Nicht nur monetär. Es ist einfach eine Ermutigung, wenn dieser erste Schritt ermöglicht wird.«

BIOGRAPHISCHES

SHARON ADLER  Ich wurde 1962 in West-Berlin geboren. Meine Familiengeschichte ist typisch für die »Zweite Generation« und geprägt von starken Frauenfiguren: Meine Mutter Ruth, 1935 in Berlin geboren, überlebte den Holocaust versteckt bei einer Familie in Holland. Meine Urgroßmutter, Margarethe, hatte sie aus Deutschland herausgeschmuggelt. Deren erster Ehemann, der Großvater meiner Mutter, wurde in Auschwitz ermordet. Meine Großmutter, Margot, später Miriam, Kommunistin und Zionistin, emigrierte 1938 nach Palästina. Nach dem Krieg wurde Ruth mit anderen Kindern, deren Eltern ermordet worden oder verschollen waren, in einem der zwei Displaced Persons Camps in Berlin interniert, bis sie mit der Aliyat Hano'ar nach Israel ging. Mara Noomi, meine Tochter, 1995 in Berlin geboren, besuchte die Jüdische Grundschule und das Jüdische Gymnasium und wurde 2008 Bat Mizwa.

Seit 30 Jahren bin ich Fotografin. Unter anderem habe ich einen Bildband zum Thema Frauen und ihre Autos produziert oder mache Fotos für die Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung der Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen.

Im Jahr 2000 gründete ich das Frauen-Online-Magazin AVIVA- Berlin, das sich unter anderem für interkulturelle Verständigung und gegen Rassismus sowie Antisemitismus einsetzt. Ich initiiere immer wieder Projekte, darunter die »Writing Girls« oder zuletzt das Schreib- und Dialogprojekt »Schalom Aleikum« für muslimische und jüdische Frauen.

2012 wurde ich mit dem Berliner Frauenpreis ausgezeichnet. Seit 2013 bin ich ehrenamtlich im Vorstand der Stiftung ZURÜCKGEBEN. 



Impressum

Stiftung ZURÜCKGEBEN
Merseburger Straße 3
10823 Berlin
www.stiftung-zurueckgeben.de

Fotos: Sharon Adler
Gestaltung: Judith Kessler
Lektorat: Sharon Adler, Judith Kessler

Berlin 2016 𐄂

*Diese Veröffentlichung stellt keine
Meinungsäußerung der Stiftung EVZ dar.
Für inhaltliche Aussagen tragen
die Autorinnen die Verantwortung.*



ZURÜCK GEBEN

STIFTUNG ZUR
FÖRDERUNG
JÜDISCHER FRAUEN
IN KUNST UND
WISSENSCHAFT

Stiftung ZURÜCKGEBEN
Merseburger Straße 3 | 10823 Berlin

Telefon +49 (0)30 42 02 26 45
info@stiftung-zurueckgeben.de
www.stiftung-zurueckgeben.de
www.facebook.com/zurueckgeben